



**Die Übersehenen
am Übergang
in die Ausbildung**

DKJS

Deutsche Kinder- und Jugendstiftung

Logistik M. Ustermann, Dorfstraße 22, 10115 Berlin

Melanie Musterteen
Hauptstraße 225
12627 Berlin

Berlin, 12. Juni 2023

Ihre Bewerbung um die Ausbildung zur Fachlageristin

Sehr geehrte Melanie Musterteen,

vielen Dank für Ihre Bewerbung und das Interesse an unserem Unternehmen.

Nach Sichtung aller eingegangenen Bewerbungen müssen wir Ihnen heute leider mitteilen, dass wir Sie in der engeren Auswahl nicht weiter berücksichtigen können. Die Profile anderer Interessenten und deren Qualifikationen passen besser zur ausgeschriebenen Ausbildungsstelle.

Wir bedauern, Ihnen keine positivere Rückmeldung geben zu können. Wir bedanken uns für Ihre aufgewendete Zeit und für Ihr Vertrauen. Für Ihren beruflichen Weg wünschen wir Ihnen weiterhin alles Gute.

Mit freundlichen Grüßen

Thomas M. Ustermann

5 **22 % Übersehen**

Wissenschaft / Draufblick

Berufswahlprozesse bei Jugendlichen aus bildungsbenachteiligten Lebenswelten

von Dr. Marc Calmbach und
7 Dr. Christoph Schleer (SINUS-Institut)

Praxis / Halbdistanz

Mit der persönlichen Beziehung steht und fällt alles

Im Gespräch mit Eileen Otto-Kühn
von der Regelschule „Conrad Ekhof“
17 in Gotha

Lotsen für den Übergang ins „richtige Leben“

22 Im Gespräch mit der Berufsorientierung Baden-Württemberg

Wo soll sie denn herkommen, die Eigenverantwortung?

28 Im Gespräch mit der Jugendsozialhilfe in Berlin

Junge Menschen / Fokus

Hingehört!

35 Das sagen junge Menschen

37 **39 % Problem**

Wissenschaft / Draufblick

„Wir haben ein Problem.“ Über die Ausbildungschancen von Jugendlichen mit niedriger Schulbildung

39 von Clemens Wieland (Bertelsmann Stiftung) und Dr. Dieter Dohmen (FiBS)

Drei Fragen, drei Perspektiven

46 Statements von Elke Hannack (DGB), Dr. Nicole Cujai (Bundesagentur für Arbeit) und Anne Rolvering (DKJS)

Praxis / Halbdistanz

„Wir müssen uns stärker in die Jugendlichen eindenken.“

53 Im Gespräch mit der Jugendberufsagentur Essen

„Unser duales Ausbildungssystem hat ein großes pädagogisches Problem.“

58 Im Gespräch mit Dr. Wilfried Kruse von der Weinheimer Initiative

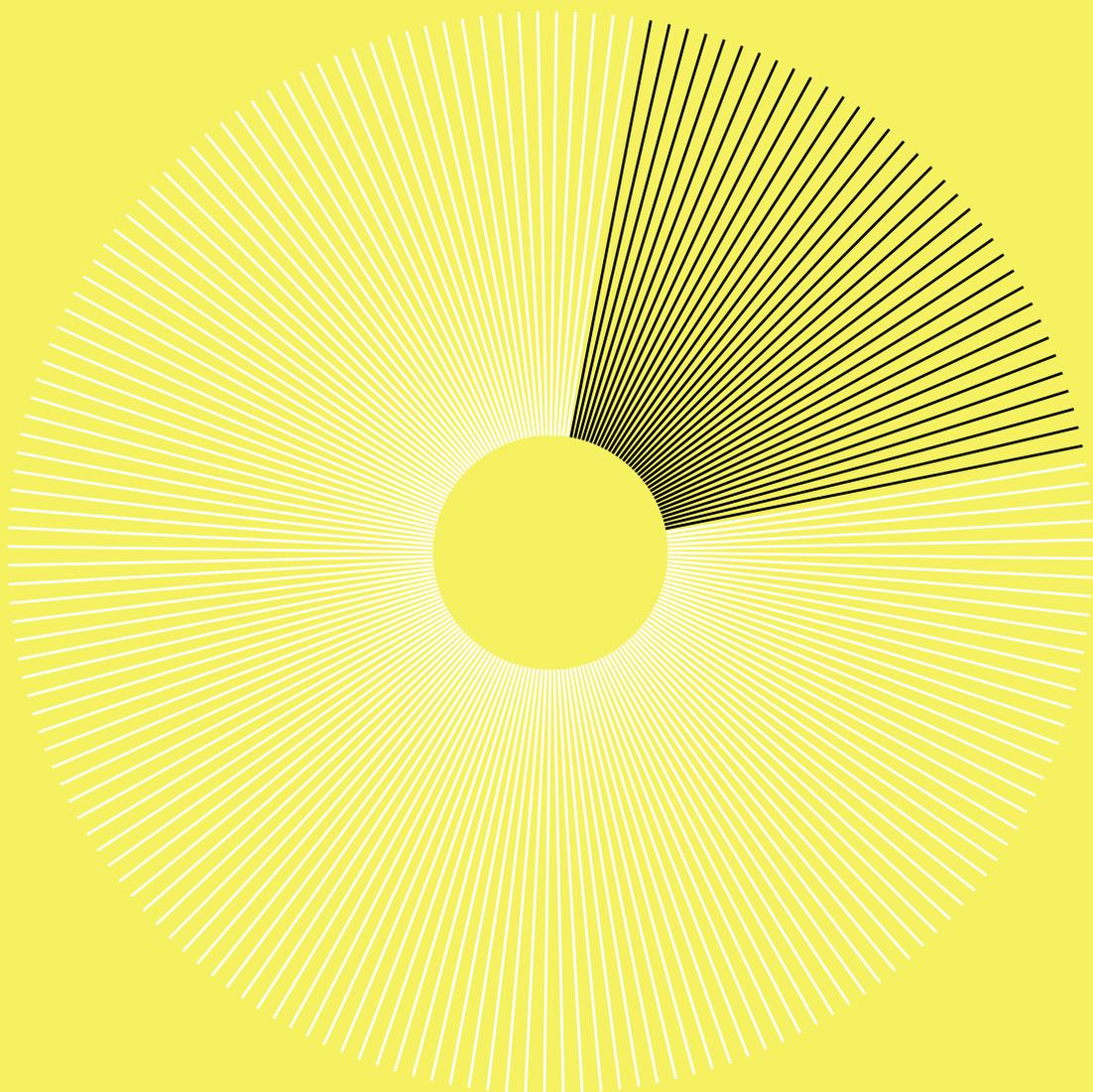
Junge Menschen / Fokus

Hingehört!

63 Das sagen junge Menschen

- 65 **87 % Mut**
Wissenschaft / Draufblick
- Verändern Narrative die Welt?**
von Dr. Sebastian Jarzebski
67 (neues handeln)
- Mut zum Wandel — Wie Hamburg die Ausbildungschancen benachteiligter Jugendlicher verbessert**
Im Gespräch mit Dr. Sandra Garbade und Hartmut Sturm vom Hamburger Institut für Berufliche Bildung
73
- Mission: Erfolgreicher Übergang für alle**
von Dr. Ekkehard Thümler (Tutoring for All) und Andreas Knoke-Wentorf (DKJS)
79
- Praxis / Halbdistanz
- „Sicherheit, nicht wieder die zu sein, über die gelacht wird.“**
Im Gespräch mit Ulrike Tewes-Dominicus von der WerkStattSchule Hagen
84
- „Mentoring ist eine Bereicherung für jede pädagogische Arbeit.“**
Einblicke in die Mentoring-Programme *fit nach vorn*, *JOBLINGE* und *ROCK YOUR LIFE!*
89
- „Mein Kopftuch sagt nichts darüber aus, wie flexibel, teamfähig oder fleißig ich bin.“**
Eine Reportage aus Lutherstadt Wittenberg
95
- Junge Menschen / Fokus
- Hingehört!**
101 Das sagen junge Menschen

- 103 **100 % Zukunft**
Wissenschaft / Draufblick
- Utopien der Arbeit**
Einige Vorschläge aus der Literatur
105 von Prof. Dr. Stefan Willer
- Wertschöpfung erfordert Wertschätzung**
Damit Übergänge in Ausbildung und Beruf künftig auch Jugendlichen mit Startnachteilen gelingen
110 von Prof. Dr. Dieter Euler
- Jobwelten 2050 – Blick zurück in die Zukunft**
von Oliver Gnad
115 (Bureau fuer Zeitgeschehen)
- Junge Menschen / Fokus
- Meine Zukunft und ich**
Eine künstlerische Auseinandersetzung mit der eigenen Zukunft
121 Künstlerische Werke von Jugendlichen
- Hingehört!**
133 Das sagen junge Menschen
- Schlusswort
- Perspektiven stiften**
135 von Frank Hinte (DKJS)
- 143 Impressum



22 % Übersehen

22 Prozent der Schulabgänger:innen haben laut Statistischem Bundesamt das Schuljahr 2020/21 ohne bzw. mit Hauptschulabschluss abgeschlossen. Obwohl zunehmend Ausbildungsplätze unbesetzt bleiben, sind ihre Ausbildungschancen vergleichsweise schlecht. In diesem Kapitel blicken wir hinter die Zahl und beschäftigen uns mit der Lebenswirklichkeit dieser heterogenen und oft übersehenen Gruppe.

Berufswahlprozesse bei **Jugendlichen** aus bildungsbenach- teiligten **Lebenswelten**

Insights aus der Jugendforschung
des SINUS-Instituts

von Dr. Marc Calmbach und Dr. Christoph Schleer

Dr. Marc Calmbach ist Geschäftsführer des SINUS-Instituts. Der promovierte Pädagoge hat die SINUS-Jugendforschung etabliert und ist Mit-Herausgeber der Buchreihe „Sinus-Studien“. Dort veröffentlichte er im Oktober 2022 mit Christoph Schleer die Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus einer repräsentativen Studie zur Berufsorientierung Jugendlicher in Deutschland.

Dr. Christoph Schleer ist promovierter Wirtschaftswissenschaftler. Am SINUS-Institut ist er als Associate Director tätig und veröffentlichte im Oktober 2022 mit Marc Calmbach die Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus einer repräsentativen Studie zur Berufsorientierung Jugendlicher in Deutschland.

Das SINUS-Institut erforscht kontinuierlich die Befindlichkeit der Teenager in Deutschland. Das bekannteste „Produkt“ der SINUS-Jugendforschung ist die Studienreihe „Wie ticken Jugendliche?“, die seit 2008 alle vier Jahre eine alltagsnahe qualitativ-empirische Bestandsaufnahme der soziokulturellen Verfassung der jungen Generation liefert (vgl. Calmbach et al. 2020, 2016, 2012, Wippermann und Calmbach 2008). Darüber hinaus führt SINUS regelmäßig themenspezifische Jugendstudien durch, z. B. zur Berufsorientierung (vgl. Schleer und Calmbach 2022)¹.

Der vorliegende Artikel bündelt Befunde aktueller SINUS-Jugendstudien zu folgenden Fragen: Welche jugendlichen Lebenswelten gibt es? Wie leben und erleben besonders bildungsbenachteiligte Jugendliche ihren Alltag? Wie blicken sie in ihre (berufliche) Zukunft und welche Sorgen und Bedarfe haben sie im beruflichen Orientierungsprozess?

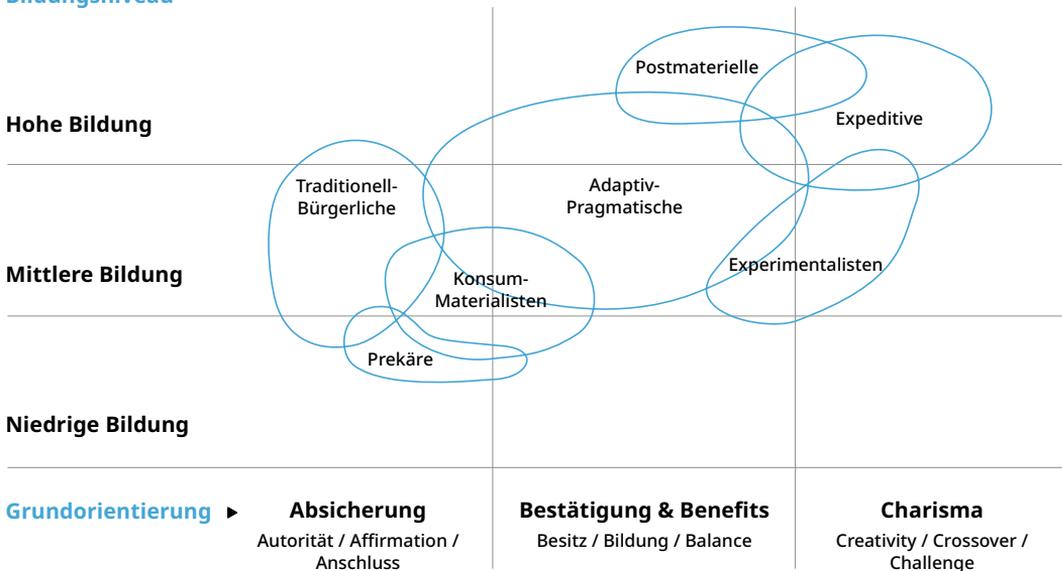
Sieben Mal Jugend: das SINUS-Modell für jugendliche Lebenswelten

Das SINUS-Modell für jugendliche Lebenswelten verdichtet die soziokulturelle Vielfalt der Teenager in Deutschland typologisch zu einem werte- bzw. lifestyle-basierten Zielgruppenmodell (vgl. Calmbach et al. 2020). Die nachstehende Grafik positioniert die Lebenswelten Jugendlicher in einem zweidimensionalen Achsensystem.² Die vertikale Achse bildet den angestrebten formalen Bildungsgrad ab, der in Deutschland in hohem Maße mit dem sozialen Hintergrund des Elternhauses korreliert (vgl. Jungkamp und John-Ohnesorg 2016). Die horizontale Achse stellt die normative Grundorientierung dar. > [Abbildung 1](#)

Universelle Werte

Soziale Geborgenheit (Familie, Freunde, Treue) und soziale Werte (Altruismus, Toleranz, Leistung, Selbstbestimmung)

Bildungsniveau



Traditionell-Bürgerliche

Die bescheidenen, natur- und heimatorientierten Familienmenschen mit starker Bodenhaftung

Prekäre

Die um Orientierung und Teilhabe bemühten Jugendlichen mit schwierigen Startvoraussetzungen und Durchbeißer-Mentalität

Postmaterielle

Weltgewandte bildungsnahe Teenage-Bohemiens mit ausgeprägtem Gerechtigkeitsempfinden

Konsum-Materialisten

Die freizeit- und familienorientierte untere Mitte mit ausgeprägten markenbewussten Konsumwünschen

Expeditive

Die erfolgs- und lifestyleorientierten Networker auf der Suche nach neuen

Grenzen und unkonventionellen Erfahrungen

Adaptiv-Pragmatische

Der leistungs- und familienorientierte Mainstream mit hoher Anpassungsbereitschaft

Experimentalisten

Die spaß- und szeneeorientierten Nonkonformisten mit Fokus auf Leben im Hier und Jetzt

Abbildung 1: Quelle: Schleer und Calmbach 2022

Etwa ein Fünftel der 14- bis 17-jährigen in Deutschland gehört zu den benachteiligten Lebenswelten der Konsum-Materialisten und Prekären. Diese Gruppen werden im Folgenden genauer beschrieben.

„Dass es einfach meiner ganzen Familie gut geht, ist das Erste. Und der zweite Wunsch: Viel Geld an Seite legen, viel Geld an Seite für mich später.“

Typisches Zitat aus einem Interview zu Zukunftserwartungen

Konsum-Materialisten: die freizeit- und familienorientierte untere Mitte mit ausgeprägten markenbewussten Konsumwünschen

Konsum-Materialisten legen großen Wert auf Status und Prestige. Ihr Umgang mit Geld ist oft unkontrolliert und geleitet vom spontanen Lustprinzip. Kurzfristige Konsumziele haben einen hohen Stellenwert – aktuelle Kleidung und Schuhe sowie Modeschmuck sind ihnen äußerst wichtig. Mit Äußerlichkeiten Eindruck zu hinterlassen, bezeichnen sie als eigene Stärke. Die klassischen Statusmarker bzw. Luxusgüter (großes Haus, schnelle Autos, teure Klamotten) sind als Lebensziel oder als Lebenstraum von großer Bedeutung.

Die Mädchen und Jungen dieser Lebenswelt fühlen sich auf den großen Shoppingmeilen wohl. Außerordentlich wichtig ist es ihnen, immer mal wieder ganz besondere Teile aus dem Luxusgüterbereich zu ergattern. Sie wissen darüber Bescheid, wo man Schnäppchen machen kann (Restpostenläden, Outlets etc). Teure Marken helfen ihnen dabei, nicht im Mainstream unterzugehen, sondern sich davon abzusetzen.

Zu Bildung im Sinne von schulischem Lernen haben Konsum-Materialisten eine geringe Affinität; man ist froh, „wenn man da raus ist“ und schnell auf eigenen Füßen stehen kann. Viele haben die Hoffnung, in Zukunft ihre Bildungsdefizite durch Fleiß bei der Arbeit wettzumachen. Grundsätzlich leiden sie aber darunter, dass sie meist niedrige formale Bildungsabschlüsse erzielen. Insbesondere die Hauptschüler:innen berichten davon, dass diese Schulform in der Öffentlichkeit einen schlechten Ruf genießt und man deswegen „komisch angesehen“ werde.

Während die Familie Geborgenheit und Sicherheit gibt, steht der Freundeskreis für Fun und Action. Es gehört fest zum täglichen Rhythmus, mit den Freund:innen rauszugehen und „abzuhängen“. Neben Ausgehen sind für Konsum-Materialisten vor allem Shoppen, Geld und Urlaub die „coolsten Sachen der Welt“. Sie möchten Spaß und ein „gechilltes Leben“ haben.

„Also wichtig im Leben ist es mir, einen guten Job zu haben. Wo ich mir das leisten kann, was ich brauche. Nicht Gucci oder so, aber wenn ich Schuhe haben will, dass ich nicht rechnen muss. Dass ich das Mindeste haben kann und dass ich meinem Kind auch was geben kann. Und dass ich nie das Problem haben muss, ich habe kein Geld für Essen oder der Kühlschrank ist leer oder so.“

Typisches Zitat aus einem Interview zu Zukunftserwartungen

Prekäre: die um Orientierung und Teilhabe bemühten Jugendlichen mit schwierigen Startvoraussetzungen und Durchbeißer-Mentalität

Das französische Wort „précaire“ bedeutet übersetzt „heikel“, „unsicher“ und „widerruflich“ – zentrale Begriffe, mit denen das Lebensgefühl und die Lebenssituation dieser Jugendlichen beschrieben werden können. Ihre Biografie weist schon früh erste Brüche auf (zum Beispiel unvollständige, problematische Familienverhältnisse, (psychische) Krankheiten, Suchtprobleme, Schulverweise etc.). Der Alltag der Prekären ist vom Kampf um Normalität und Mithalten geprägt und oft von Misserfolgserfahrungen gekennzeichnet.

Viele Anzeichen sprechen dafür, dass die meisten dieser Jugendlichen sich dauerhaft in der prekären Lebenswelt bewegen werden, weil sich bei ihnen verschiedene Risikolagen verschränken (Erwerbslosigkeit der Eltern, Familieneinkommen an oder unterhalb der Armutsgrenze, problematische Peergroup). Bei manchen ist aber auch vorstellbar, dass es sich nur um eine krisenhafte Durchgangsphase handelt, insbesondere dann, wenn die feste Absicht besteht, „alles zu tun, um hier rauszukommen“.

Prekäre Jugendliche haben die schwierigsten Startvoraussetzungen. Viele sind sich ihrer sozialen Benachteiligung bewusst und bemüht, ihre Situation zu verbessern, sich nicht entmutigen zu lassen und nicht zu resignieren. Aber das Gefühl, dass ihnen Chancen strukturell verbaut sind – oder auch, dass man sie sich selbst verbaut (zum Beispiel durch Drogenkonsum, Kriminalität, schlechte Schulleistungen) –, und die daraus resultierende Angst vor geringen Teilhabemöglichkeiten sind in dieser Lebenswelt dominant.

Prekäre Jugendliche haben den starken Wunsch, dazuzugehören und „auch mal etwas richtig gut zu schaffen“, nehmen jedoch wahr, dass das im Alltag nur selten gelingt. Dabei sieht man Gerechtigkeit und Fairness in der Gesellschaft kaum verwirklicht. Vielen fällt es schwer, sich im Leben zurechtzufinden, was bei einigen dazu führt, dass sie sich (weiter) zurückziehen.

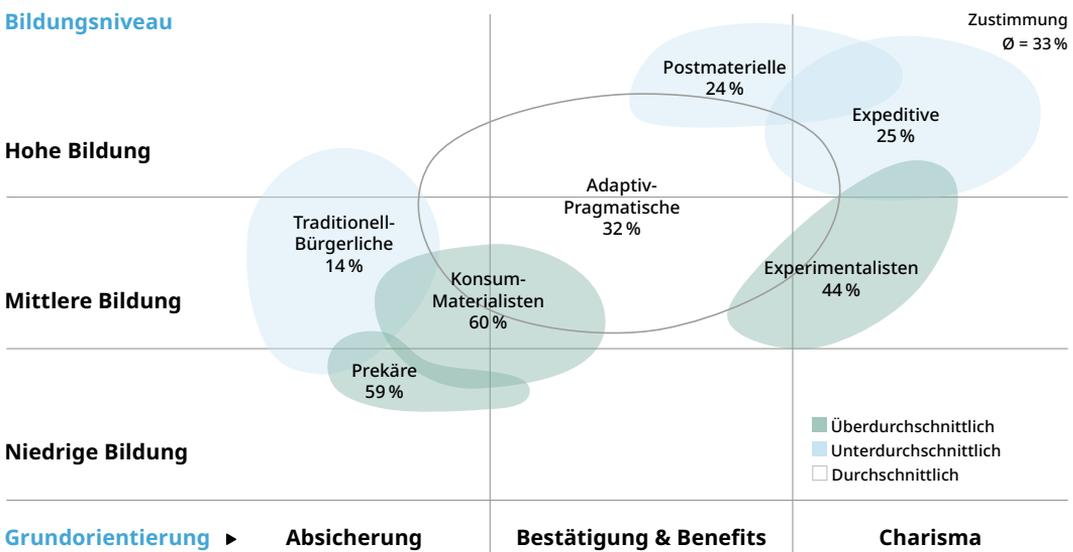
Das Freizeitverhalten der prekären Jugendlichen oszilliert zwischen Rückzug und Delinquenz. Da sind jene, die „zur Schule, nach Hause, dann schlafen“ gehen, und jene, die „eigentlich direkt raus oder halt direkt nach der Schule rausgehen“. Von Letzteren werden nicht selten auch Erfahrungen mit Drogen(handel), gewalttätigen Auseinandersetzungen und kleinkriminellen Delikten berichtet. Die Freizeitgestaltung bewegt sich bisweilen am Rande der Legalität oder bisweilen darüber hinaus.

Sorgen, Erwartungen und Bedarfe im beruflichen Orientierungsprozess: Konsum-Materialisten und Prekäre im Fokus

Von Mitte August bis Anfang Oktober 2022 hat das SINUS-Institut 1.223 Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 14 bis 20 Jahren zu ihren Sorgen, Erwartungen und Bedarfen im beruflichen Orientierungsprozess befragt (vgl. Schleer und Calmbach 2022). Nachfolgend werden einige zentrale Erkenntnisse aus dieser Untersuchung aufgezeigt.

Bildungsbenachteiligte machen sich die meisten Sorgen im beruflichen Orientierungsprozess.

Mehr als zwei Drittel (70 %, Basis: „stimme voll und ganz zu“ und „stimme eher zu“) aller befragten Jugendlichen gehen davon aus, den Anforderungen der heutigen Berufswelt gewachsen zu sein. In den bildungsfernen Lebenswelten ist diese Zuversicht allerdings wesentlich schwächer ausgeprägt (Konsum-Materialisten: 63 %, Prekäre: 47 %). Das zeigt sich auch daran, dass jeweils etwa die Hälfte dieser Jugendlichen befürchtet, einmal arbeitslos zu werden (Prekäre: 49 %, Konsum-Materialisten: 47 %, Durchschnitt: 33 %). Hinzu kommt ein gewisser Leistungsfatalismus. So meinen 60 Prozent der Konsum-Materialisten und 59 Prozent der Prekären, es bringe wenig, sich berufliche Ziele zu setzen, da heute alles so unsicher sei (Durchschnitt: 33 %). > [Abbildung 2](#)

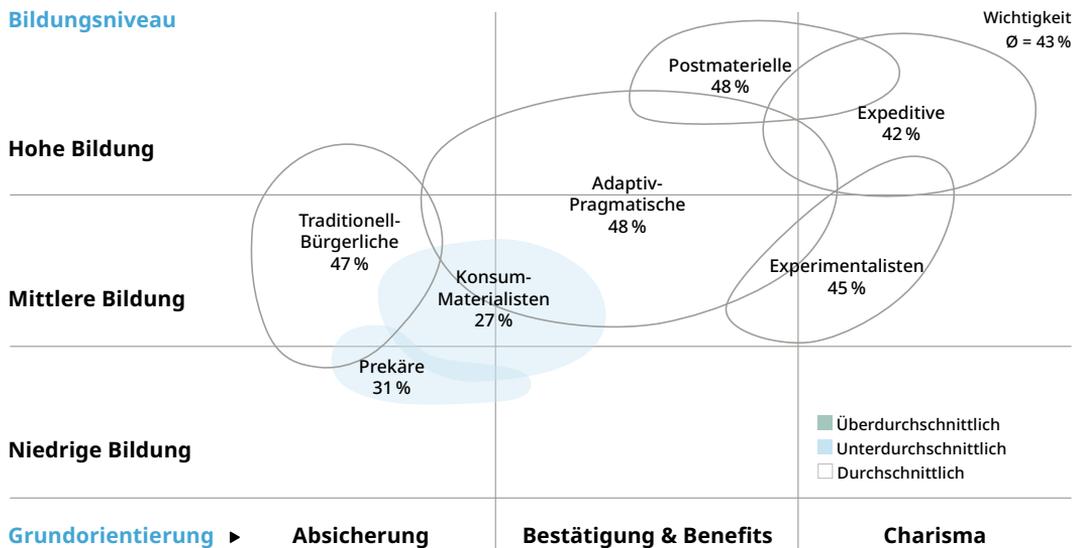


Basis: n = 1.223; alle Befragten (repräsentativ für die deutsche Bevölkerung zwischen 14 und 20 Jahren) Antwortkategorie: Stimme voll und ganz zu / Stimme eher zu

Abbildung 2: Leistungsfatalismus der bildungsfernen Lebenswelten / Quelle: Schleer und Calmbach 2022

Die Bedeutung einer sicheren Anstellung wird in den bildungsbenachteiligten Lebenswelten deutlich seltener herausgestellt.

Um zu untersuchen, welche Erwartungen Jugendliche im Zusammenhang mit der Berufswahl an Unternehmen richten, sollten die Befragten 20 Kriterien nach ihrer persönlichen Relevanz gewichten. Die Haufterwartung ist eine sichere Anstellung: 43 Prozent aller Jugendlichen ist es „besonders wichtig“, dass Unternehmen eine sichere Anstellung bieten. Diese Erwartung ist aber nicht in allen Lebenswelten ähnlich stark ausgeprägt. Am seltensten wird sie von Prekären (besonders wichtig: 31 %) und Konsum-Materialisten (27 %) geäußert. Das mag daran liegen, dass diese Jugendlichen befürchten, keinen Ausbildungsplatz zu finden, den gesellschaftlichen Anforderungen nicht gerecht zu werden oder dem Druck der Leistungsgesellschaft nicht standzuhalten. Womöglich ist ihnen also bewusst, dass es eine Jobgarantie – v. a. für geringer Qualifizierte – ohnehin nicht geben wird. > [Abbildung 3](#)



Basis: n = 1.223; alle Befragten (repräsentativ für die deutsche Bevölkerung zwischen 14 und 20 Jahren) Antwortkategorie: Besonders wichtig

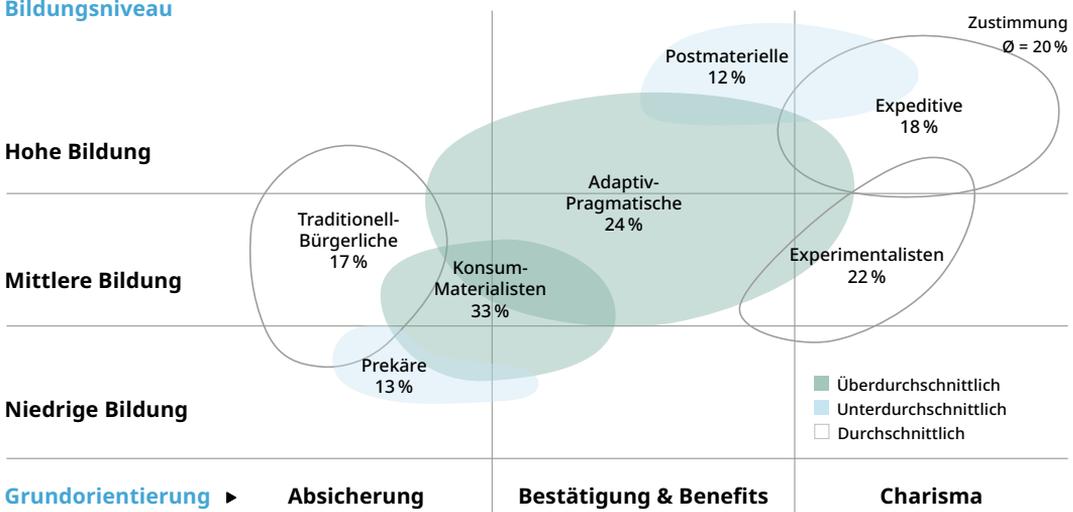
Abbildung 3: Die Bedeutung einer sicheren Anstellung nach Lebenswelten / Quelle: Schleier und Calmbach 2022

Konsum-Materialisten äußern den größten Unterstützungsbedarf im beruflichen Orientierungsprozess, prekäre Jugendliche drängen hingegen vergleichsweise selten auf mehr Hilfestellung.

In der Lebenswelt der Prekären wünschen sich nur 13 Prozent „deutlich mehr Unterstützung“ im Orientierungsprozess (Durchschnitt: 20%). Dieses Ergebnis bestätigt die Befunde der qualitativen SINUS-Studie 2020, wonach Jugendliche der prekären Lebenswelt sich nur sehr ungern mit dem Thema Berufswahl auseinandersetzen. Werden sie zu ihren Berufsvorstellungen befragt, fällt ihnen in der Regel nicht viel ein. Man möchte sich „keinen Kopf“ machen, habe „gar keinen Bock“ darauf oder interessiere sich schlicht nicht dafür (vgl. Calmbach et al. 2020). Vermutlich möchte man aus Angst vor Enttäuschungen mit der „Herausforderung Berufsorientierung“ nicht konfrontiert werden.

Im Gegensatz dazu drängen Konsum-Materialisten von allen Lebenswelten am häufigsten auf „deutlich mehr Unterstützung“. Jede:r Dritte fordert mehr Hilfestellung ein. Auch dieses Ergebnis spiegelt die Befunde der qualitativen SINUS-Studie 2020 wider: Im Unterschied zu den Prekären ist Konsum-Materialisten eine „konkrete Unterstützung“ bspw. in der Schule wichtig. Bestenfalls wünscht man sich eine persönliche Begleitung im Orientierungsprozess (vgl. Calmbach et al. 2020). > [Abbildung 4](#)

Bildungsniveau



Basis: n = 1.223; alle Befragten(repräsentativ für die deutsche Bevölkerung zwischen 14 und 20 Jahren)

Abbildung 4: Unterstützungsbedarf im Berufswahlprozess nach Lebenswelten / Quelle: Schleer und Calmbach 2022

Fazit

Die Insights aus der Jugendforschung des SINUS-Instituts zeigen, dass es viel Gemeinsames, aber auch Trennendes zwischen den bildungsfernen Lebenswelten gibt. Sowohl bei den Prekären als auch den Konsum-Materialisten bestehen große Zweifel, mit den Anforderungen der Berufswelt zurechtzukommen. Beide Lebenswelten machen sich Sorgen, einmal arbeitslos zu werden, und beide Lebenswelten neigen zu einem gewissen Leistungsfatalismus. Im Unterschied zu den Konsum-Materialisten drängen prekäre Jugendliche aber deutlich seltener auf mehr Unterstützung im Orientierungsprozess, weil sie das Thema Berufswahl gerne verdrängen. Umso wichtiger ist es, diese Jugendlichen nicht alleinzulassen: Um die „Herausforderung Berufsorientierung“ zu meistern, braucht es stützende Personen. Am ehesten finden sich diese im Elternhaus oder im Freundeskreis. Allerdings können prekäre Jugendliche auf diese Unterstützung oft nicht bauen (schwieriges familiäres Umfeld, problematische Peergroup etc.). Wünschenswert sind daher Angebote der Prozessbegleitung, die v. a. Kontinuität ermöglichen (regelmäßige Treffen) und auf inhaltliche wie persönliche Fragestellungen eingehen, auch auf Befürchtungen, Ängste etc. (vgl. auch Bührmann und Wiethoff 2013). Immerhin ein gutes Fünftel der 14- bis 17-Jährigen in Deutschland gehört zu den in diesem Artikel benachteiligten Lebenswelten der Konsum-Materialisten und Prekären. Dieses Potenzial darf nicht zurückgelassen oder aufgegeben werden.

- 1 Der vorliegende Artikel stützt sich an vielen Stellen auf Calmbach et al. 2020 sowie Schleer und Calmbach 2022.
- 2 Zur Vermessung der Größe der jugendlichen Lebenswelten hat SINUS einen jugendspezifischen Indikator entwickelt. Im Frühsommer 2020 wurden 1.003 Jugendliche im Alter von 14 bis 17 Jahren im Zuge einer Repräsentativstudie zum Naturbewusstsein Jugendlicher mit diesem Indikator befragt (vgl. Schleer et al. 2021).

Literatur

- Bührmann, T./Wiethoff, C. (2013): *Bündelung der Angebote zur Berufsorientierung an Schulen*. Unveröffentlichter Abschlussbericht. Paderborn: IN VIA SoWiFo.
- Calmbach, M./Flaig B.B., Edwards, J./Möller-Slawinski, H./Borchard, I./Schleer, C. (2020): *Wie ticken Jugendliche 2020?* Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung Calmbach, M./Borgstedt, S./Borchard, I./Thomas, P.M./Flaig, B.B. (2016): *Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland*. Wiesbaden: Springer.
- Calmbach, M./Thomas, P.M./Borchard, I./Flaig, B.B. (2012): *Wie ticken Jugendliche 2012? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland*. Düsseldorf: Verlag Haus Altenberg. Jungkamp, B./John-Ohnesorg, M. (Hrsg.) (2016): *Soziale Herkunft und Bildungserfolg*. Schriftenreihe des Netzwerk Bildung. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Schleer, C./Calmbach, M. (2022): *Berufsorientierung Jugendlicher in Deutschland. Erwartungen, Sorgen und Bedarfe*. Berlin: Springer VS.

Mit der persönlichen **Beziehung** steht und fällt alles

Im Gespräch mit Eileen Otto-Kühn
von der Regelschule „Conrad Ekhof“
in Gotha

von Katharina Zink

Ende Juni, ein Donnerstagsmittag, 13:10 Uhr. Eileen Otto-Kühn steht hinter dem Pult in einem Klassenraum im ersten Stock. Ein Schüler rutscht, während es bereits klingelt, auf einen Platz in der Mitte des Klassenraums. „Ich bin nicht zu spät“, stellt er in Richtung seiner Lehrerin fest. „Pünktlich wärest du, wenn du schon zum Klingeln sitzen würdest“, entgegnet sie ihm mit einem Lächeln. „Und wir haben eine Regel: keine Kaugummis!“ Ohne Umwege macht sich der Schüler auf den Weg zum Mülleimer und entsorgt seinen Kaugummi. Die Stunde kann beginnen.

Diese Szene spielt sich im thüringischen Gotha an der Conrad Ekhof Regelschule ab. Eileen Otto-Kühn unterrichtet hier seit 2013; heute steht „Natur und Technik“ in einer neunten Klasse auf dem Stundenplan. Ihr Schmunzeln trotz Ermahnung ist kein Zufall, denn so oft es geht, begegnet sie ihren Schüler:innen mit einem Lächeln: „Ich komme immer fröhlich in die Klasse“, erzählt sie im Anschluss an die Stunde. Sie sei sich sicher, dass auch dadurch das Vertrauen der Kinder und Jugendlichen in ihre Lehrerin wächst. Das sei eine Grundlage für deren Entwicklung und Lernerfolge, so die Lehrerin weiter. „70 bis 80 Prozent unserer Schüler:innen können nicht einfach hierherkommen, sich hinsetzen und lernen. Sie müssen sich erst einmal auf den Unterricht einstellen. Und sie müssen wissen, dass sie hier gut aufgehoben sind.“

Wissensvermittlung als ein Baustein von vielen

Die Schüler:innenschaft hier ist divers. In den Klassen sitzen Förderschüler:innen neben Kindern mit Gymnasialempfehlung, junge Menschen mit Migrations- und Fluchterfahrung kommen mit denjenigen zusammen, die nach der zehnten Klasse ihren Realschulabschluss machen. Manche schaffen knapp den Qualifizierenden Hauptschulabschluss, und nicht wenige gehen ohne Abschluss oder mit dem einfachen Hauptschulabschluss ab. Um ihre Schüler:innen möglichst gut auf den Übergang ins Berufsleben vorzubereiten, ist für Eileen Otto-Kühn Wissensvermittlung deshalb nur ein Baustein von vielen: „Ich bin nicht der strenge Typ, sondern eher fürsorglich. Ich versuche auf meine Art, dass etwas bei den Kindern ankommt. Dass sie verstehen, dass wir uns gegenseitig akzeptieren müssen, egal wie wir sind, dass wir Regeln einhalten und versuchen müssen, sorgfältig miteinander umzugehen.“

Denn den meisten ihrer Schüler:innen fällt genau das schwer – Regeln zu berücksichtigen und einer festen Struktur zu folgen: „Es ist so wichtig, dass die Kinder im Kindergarten und in der Schule einen geregelten Tagesablauf kennenlernen, damit sie wissen, wann sie aufstehen, essen oder auch aufbrechen müssen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt für die Arbeit später.“

Oft fehlen die Grundlagen

Die Lehrerin kennt die Geschichten ihrer Schüler:innen und weiß, wie viel oder wenig Unterstützung sie zu Hause bekommen: „Bei ganz vielen ist die Basis einfach nicht gegeben.“ Sie erzählt von Kindern, die ohne Frühstück in die Schule kommen und nichts zu Essen und Trinken dabei haben. Wie bei so

vielen Themen, greife sie auch hier ein. Sie erinnert daran, eine Trinkflasche mitzubringen und diese in der Schule aufzufüllen. Sie nimmt die Diskussion auf, warum Wasser gesünder ist als Cola oder warum Obst und Gemüse wichtig für eine ausgewogene Ernährung sind.

Eileen Otto-Kühn geht es darum, viele verschiedene Aspekte im Blick zu haben und immer wieder individuell auf die Schüler:innen einzugehen. „Es sind viele Kleinigkeiten, die aber im großen Bild dazu beitragen, dass in der neunten oder zehnten Klasse Schüler:innen abgehen, die trotz einer nicht so optimalen Situation zu Hause ihr Leben alleine meistern, die ein Teil der Gesellschaft werden und sich einbringen können.“

Die Eltern vieler ihrer Schüler:innen seien kaum greifbar, fährt Eileen Otto-Kühn fort. „Wenn die Eltern arbeiten gehen, haben sie häufig zwei oder drei Jobs gleichzeitig und daher kaum Zeit für ihre Kinder.“ Oft sind die Familien groß, viel Aufmerksamkeit für die Kinder gibt es seitens der Eltern nicht. Doch sieht sie neben den Herausforderungen für die Kinder auch positive Prägungen: „Wir beobachten häufig, dass viele Schüler:innen mit kleinen Kindern total gut umgehen können, weil sie zu Hause auf ihre jüngeren Geschwister aufpassen müssen. Das schafft ein hohes Verantwortungsbewusstsein.“ Diese sozialen Kompetenzen würden sich wiederum in der Klassengemeinschaft bemerkbar machen und sich gezielt nutzen lassen. Nicht selten seien laute, auffällige Schüler:innen gleichzeitig sehr sozial und würden anderen gerne helfen.

Neben den Kühlschränken, die manchmal leer seien, fehle es in den Familien auch oft an Geld für Bekleidung oder Schulmaterialien. „Es ist einfach nicht ausbalanciert. Die Jugendlichen können sich nicht darauf verlassen, dass ihre Eltern genug Geld haben, wenn sie zum Beispiel etwas für die Schule brauchen. Damit müssen sie umgehen.“ Eileen Otto-Kühn gleicht aus und wägt immer wieder neu ab, wo ihre Schüler:innen stehen und was ihnen gerade am meisten hilft. Auch versuche sie zu sehen, was manchmal nicht gesagt wird: „Wenn zum Beispiel der Haussegen schief hängt oder die Eltern Probleme haben, muss man Antennen haben, um das wahrzunehmen. Das gelingt nicht immer. Aber mit der persönlichen Beziehung steht und fällt alles.“

Individuelle Begleitung und Unterstützung im Schulalltag

In diesem Jahr ist Eileen Otto-Kühn Klassenlehrerin einer fünften Klasse. Einer ihrer Schüler möchte oft nicht ins Klassenzimmer kommen und bleibt auf dem Gang sitzen. Hin und wieder kann die Lehrerin ihn überreden, am Unterricht

teilzunehmen. Er darf dann die digitale Tafel bedienen. Dass sorgt wiederum bei einigen Mitschüler:innen für Unverständnis, da er so aus ihrer Sicht eine herausgestellte Rolle erhält. „Das ist ein Spagat, der auch innerhalb der Klasse schwierig ist. Wir haben Regeln, die wir auch einhalten müssen, sonst kippt es in eine andere Richtung. Auf der anderen Seite muss man manches ein bisschen beugen, um die Kinder nicht zu verlieren.“

Was die Mitschüler:innen nicht mitbekommen, sind die Abstimmungen im Hintergrund. Die Klassenlehrerin holt sich in solchen Fällen Unterstützung vom Schulpsychologen und den Schulsozialpädagog:innen und versucht die Eltern einzubinden. Die Kinder mitzunehmen und ihnen immer wieder eine Chance zu geben, sich in den Schulalltag und die Klassengemeinschaft einzufügen, ist laut der Lehrerin sehr wichtig: „Diese Regeln sind gleichzeitig auch Softskills, die es für die Schule und auch für die Ausbildung und den Beruf braucht.“

Allerdings, so Eileen Otto-Kühn, seien von den Schüler:innen, die in der neunten Klasse abgehen, nur wenige wirklich ausbildungsreif. Denn ihnen fehle das Wichtigste – der innere Wille, Erfolg zu haben und etwas schaffen zu wollen. „Zu viele Schüler:innen haben die Einstellung, dass alles zu ihnen kommen soll. Aber wir sollten ihnen nicht das Päckchen hinstellen und sagen: ‚Nimm es und werde glücklich‘ – das funktioniert nicht.“

Gemeinsam Bewerbungen zu schreiben und in einer Firma anzurufen oder auch mit in die Betriebe zu fahren, sei eigentlich zu viel, sagt die Lehrerin. Damit nehme man den Schüler:innen die Selbstständigkeit und Eigenverantwortung ab. Das führe letztlich dazu, dass die Angst vor den ersten Situationen im Berufsleben groß bleibe und sich kaum Erfolgserlebnisse einstellen würden. Um die Selbstwirksamkeit zu fördern, findet es die Lehrerin wichtig, wohl-dosiert zu unterstützen: „Es muss mehr von den Schüler:innen kommen. Wir geben natürlich Anleitung und Hilfestellungen, gerade weil viele im Elternhaus keine Unterstützung beim Übergang ins Berufsleben bekommen. Aber wir dürfen ihnen nicht zu viel abnehmen.“

Gegenseitige Stärkung im Kollegium

Gerade in belastenden Situationen mit ihren Schüler:innen ist für Eileen Otto-Kühn ihr Kollegium wichtig. „Ohne meine Kolleg:innen wäre es echt schwierig. Wenn ich manchmal hier herauskomme und an meinem pädagogischen Können zweifle, sind sie da.“ Sie erfährt dann viel Unterstützung von Kolleg:innen, die nachfragen und von ihren Erfahrungen berichten würden.

Seit dem letzten Jahr hat sich die gegenseitige Beratung und Unterstützung bei konkreten Unterrichtssituationen an der Regelschule fest etabliert. „Bevor etwas eskaliert, hole ich mittlerweile Kolleg:innen aus dem Nachbarraum dazu. Das entlastet sehr. Oder ich bitte bei unserer Sozialpädagogin um Unterstützung, die sich einzelnen Schüler:innen annimmt und sie in einem anderen Klassenraum betreut.“

Eileen Otto-Kühn und ihre Kolleg:innen stärken sich gegenseitig, insbesondere wenn viel Ablehnung und Widerstand von den Schüler:innen zurückkommt. „Wir haben uns vorgenommen, jeden Tag bewusst mindestens ein Lob auszusprechen.“ Unabhängig davon, wie viel an manchen Tagen gelobt wird, ist die Idee dahinter, das Positive konsequent in den Fokus zu stellen. „Nicht selten kommen Schüler:innen in die fünfte Klasse mit einem – vermeintlich – strotzenden Selbstbewusstsein. Sie fühlen sich, als könnten sie alles und seien die Besten. Meist ist das jedoch nur Fassade. Denn wenn sie merken, dass sie Schwächen haben, können sie diese meist nicht richtig kompensieren.“ Was dann helfe, sei kontinuierliches Bestärken und ihnen zurückzumelden, was die Kinder wirklich gut können.

„Welthoffnung“

Viele der Fälle würden ihr persönlich sehr nahegehen, berichtet die Lehrerin. Doch trotz teils schwieriger Momente und Herausforderungen gebe man die Kinder hier nicht auf. Wie die Lehrerin erzählt, steht den Schüler:innen auch nach Ende ihrer Schulzeit die Tür an der Conrad Ekhof Schule immer offen. Wenn zum Beispiel ein Lehrbetrieb doch absagt oder andere Fragen auftauchen, bietet die Schule Beratungs- und Begleitungsangebote an.

Für diesen Einsatz und ihren ganzheitlichen Ansatz bekommt das Kollegium von Schüler:innen, die die Regelschule verlassen, immer wieder positive und berührende Rückmeldungen. Ein Abschiedsgeschenk hat die Lehrerin in besonders guter Erinnerung behalten: Einmal wurden den Lehrer:innen zum Abschied von den zehnten Klassen Zeugnisse ausgestellt und selbst gebastelte Kronen überreicht – auf Eileen Otto-Kühns Krone hatten die Schüler:innen „Welthoffnung“ geschrieben.

Lotsen für den **Übergang** ins „richtige Leben“

Im Gespräch mit der
Berufsorientierung
Baden-Württemberg

von Carolin Grehl

Anette Mayer und Dieter Schubert vom Bildungsträger Bildung und Berufliche Qualifizierung (BBQ) arbeiten als Berufseinstiegsbegleiter:innen an baden-württembergischen Werkrealschulen. Im Interview erzählen sie, mit welchen Voraussetzungen, Wünschen und Chancen sich Jugendliche auf den Weg ins Berufsleben machen.

Das Projekt „Zukunftslotsen“ unterstützt Schüler:innen ab der 9. Klasse bei der beruflichen Orientierung und beim Übergang in den Beruf. In Einzelcoachings beschäftigen sich die Jugendlichen mit ihren Berufsmöglichkeiten, setzen sich konkrete Ziele, schreiben Bewerbungen und schmieden Zukunftspläne. Auch nach dem erfolgreichen Übergang kümmern sich die Berufseinstiegsbegleiter:innen noch sechs Monate um die jungen Menschen und unterstützen sie so in der Anfangsphase ihres neuen Alltags.

Als Berufseinstiegsbegleiter:innen beraten Sie Schüler:innen beim Übergang in den Beruf. Warum kommen die jungen Menschen zu Ihnen?

Anette Mayer: Viele Schüler:innen sind bei der Berufswahl auf sich alleine gestellt. Da wir uns vorrangig an Jugendliche mit Migrationshintergrund richten, haben einige auch mit Sprachbarrieren zu tun. Der familiäre Hintergrund ist unterschiedlich; manche Eltern sind engagiert und kommen auch zu den Elternabenden, zu den meisten haben wir aber keinen Kontakt.

Dieter Schubert: Die Stadt, in der ich arbeite, ist geprägt von der Metallindustrie. Oft arbeiten beide Eltern in Schicht und sprechen kaum Deutsch, sodass sie ihren Kindern bei der Berufsorientierung nicht helfen können. Stattdessen sind es die Jugendlichen, die mit ihren Sprachkenntnissen die Familien managen, Steuererklärungen machen oder Behördengänge begleiten. Sie unterstützen ihre Eltern – und nicht umgekehrt.

Worauf kommt es bei der Beratung an?

A. M.: Gemeinsam mit den Jugendlichen finden wir deren Interessen und Stärken heraus und identifizieren so Berufsmöglichkeiten, die zu ihnen passen. Wir unterstützen sie dabei, ihren Berufswunsch möglichst gut umzusetzen. Die Teilnahme ist freiwillig, aber aufgrund der Eins-zu-Eins-Betreuung sowohl für die Schüler:innen als auch für deren Eltern attraktiv.

D. S.: In persönlichen Gesprächen mit ihnen klären wir, ob die Schüler:innen auch wirklich teilnehmen wollen – nur dann kann das Projekt funktionieren. Wir begleiten

die Heranwachsenden beim Übergang in die Ausbildung oder in eine weiterführende Schule – immer mit dem Ziel, dass der eingeschlagene Weg auch erfolgreich zum Abschluss kommt.

Oft liegen Universen zwischen Berufswunsch und der eigenen schulischen Realität.

Welche Berufswünsche haben die Schüler:innen, die zu Ihnen kommen?

A. M.: Viele haben falsche Vorstellungen von dem, was auf sie zukommt. Sie wollen Arzt oder Ärztin werden. Natürlich ist das theoretisch möglich, aber für Jugendliche mit Werkrealschulabschluss ist ein Ausbildungsberuf eben realistischer. Viele träumen von einer Zukunft, die sie wohl nicht erreichen werden.

D. S.: Vor allem die Mädchen wollen Medizinerin – neuerdings auch gerne Pathologin – werden. Wenn ich sie frage, wie sie zu diesem Berufswunsch kommen, nennen sie Fernsehserien. Ihnen ist nicht bewusst, was sie für diesen Beruf brauchen, also Mittlere Reife, Abitur, Studium, Prüfungen und Praktika. Das ist nicht machbar, wenn sie nicht einmal die Lernzeit für einen Vokabeltest aufbringen können, etwa weil sie nebenbei arbeiten gehen oder Probleme mit dem Zeitmanagement haben. Zwischen Wunsch und Realität liegen Universen – diese müssen wir aufdröseln und ihnen den zeitlichen wie finanziellen Aufwand realistisch darlegen.

Spielen auch Soziale Medien eine Rolle?

A. M.: Sicher. Die Schüler:innen sehen dort Scheinwelten, geprägt von Besitz, Statussymbolen und gutem Aussehen. Alles wirkt so einfach, deckt sich aber nicht mit der Lebensrealität. Die Postings zeigen fast ausschließlich tolle Sachen, und die Sonne scheint. Der echte, schwierigere Weg ist im Vergleich dazu unattraktiv.

D. S.: Niemand postet, dass er gerade Mathe lernt und dass das langweilig ist. In den gezeigten Ausschnitten ist immer alles „top“ – wobei ich auch schon erstaunliche Werdegänge erlebt habe, etwa Schüler:innen, die modeln oder mit Youtube-Clicks und Bitcoins Geld verdienen. Das ist zwar extrem selten, aber eben auch möglich.

Berufliche Vorbilder im direkten Umfeld sind wichtig.

Sie haben gesagt, viele Jugendliche streben nach unrealistischen Zielen. Warum wollen sie nicht einfach eine Ausbildung machen?

A. M.: Sie wollen beruflich mehr ausprobieren und glauben nicht, dass dies mit „nur“ einer Ausbildung geht. Natürlich sollte die Ausbildung eine bewusste Entscheidung sein und abgeschlossen werden. Aber keiner sagt, dass man für immer in diesem Job bleiben muss, das vermittele ich den Jugendlichen auch so.

D. S.: Viele fürchten, dass sie keine Aufstiegsmöglichkeiten haben. Sie denken: „einmal Verkäufer, immer Verkäufer.“ Deshalb drängen auch viele Eltern zu einem höheren Abschluss. Einmal wollte ein Jugendlicher keine Ausbildung im Baumarkt beginnen, obwohl es ihm dort gefallen hatte und ein Platz frei war. Ich habe einen Termin organisiert, auf dem ein Verantwortlicher berichtete, wie er sich vom Verkauf über die Marktleitung bis hin zur Regionalleitung hochgearbeitet hat. Daraufhin entschied sich der Schüler doch für die Ausbildung. Die jungen Menschen brauchen Vorbilder im direkten Umfeld.

Ist der aktuelle Fachkräftemangel für sie eine Chance?

A. M.: Nicht immer. Viele Firmen sind anspruchsvoll geworden. Ein Schüler wurde nach einem guten Praktikum nicht als Azubi der Industriemechanik übernommen, weil er in Mathe zu schlecht war. Dabei zeigte er guten Willen. Eigentlich sollten Betriebe interessiert sein an engagierten Leuten, die den Beruf auch wirklich ausüben wollen. Denn für Schüler:innen mit besserem Zeugnis oder Abitur ist die Ausbildung oft nur eine berufliche Zwischenstation – diese Fachkräfte gehen den Firmen später wieder verloren.

D. S.: Viele Betriebe beklagen das mangelhafte Wissen der Jugendlichen, vor allem in Mathe und Deutsch. Das hat sich durch Corona noch verschärft. Oft kann ich sie nicht einmal in Branchen vermitteln, wo Fachkräftemangel herrscht.

Lebenspraktische Kompetenzen, Motivation und Unterstützung eröffnen Chancen

Der gelingende Übergang liegt also nicht allein bei den Jugendlichen, sondern auch an den Ansprüchen der Betriebe. Wie können Sie als Berufseinstiegsbegleiter:innen darauf reagieren?

D. S.: Ich habe ein gutes Netzwerk und ein vertrauensvolles Verhältnis zu vielen Betrieben. Auf diese Weise gelingt es manchmal, engagierte Schüler:innen trotz mangelhafter Noten zu vermitteln. So konnte ich einen Schüler in engem Kontakt zur Firma und zu den Eltern nach vier Praktika als Azubi der Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik (SHK) „einfädeln“. Es zeigte sich, dass der Junge auf der Baustelle sehr fit ist. Nun kümmert sich der Meister hingebungsvoll um ihn, nach dem Motto „Jetzt liegt es an mir, ob ich endlich bald einen neuen Mitarbeiter habe.“

A. M.: Manchmal wenden wir uns im Namen der Schüler:innen nochmal an die Betriebe und bieten auch diesen unsere Unterstützung an. Wir informieren die Verantwortlichen über Folgeprogramme und Einstiegsqualifizierungen für junge Auszubildende. So können die Schüler:innen beispielsweise auch erst einmal wichtige Grundlagen in einer Metallfachschule erlernen und einmal in der Woche ein Betriebspraktikum machen. Manchmal besteht dann die Möglichkeit, im zweiten Ausbildungsjahr in einen Betrieb einzusteigen und sich das Praktikum als erstes Ausbildungsjahr anrechnen zu lassen.

Welche Stärken bringen die Jugendlichen mit?

D. S.: Die kulturelle und die sprachliche Vielfalt an den Schulen ist zwar extrem fordernd, aber auch eine unglaubliche Chance. Viele Jugendlichen sprechen mehrere Sprachen, alle können sich irgendwie untereinander verständigen. Wer es im Alltag schwer hat und sich selbst helfen muss, bringt mehr lebenspraktische Kompetenzen und Flexibilität mit als viele Kinder aus bessergestellten Familien.

A. M.: Einige gleichen sprachliche und intellektuelle Defizite durch viel Fleiß und Durchhaltevermögen aus. Mein bestes Beispiel ist ein Junge, der ohne Deutschkenntnisse vor etwa vier Jahren zu uns kam. Er lernte ausdauernd und macht den Werkrealschulabschluss fast als Klassenbester. Nun möchte er eine Ausbildung zum Pflegefachmann beginnen. Bei seiner Ausstrahlung kann ich mir gut vorstellen, wie es den Menschen im Krankenbett gleich ein bisschen besser geht, wenn er auftaucht.

Welche Botschaft geben sie den jungen Menschen mit auf den Weg?

A. M.: Ich versuche klarzumachen, dass man keinen Beruf einfach so bekommt, sondern immer etwas dafür tun muss. Die Bedingungen sind nicht ideal, aber das war früher auch so. Es kommt also auf die Person selbst an, das Beste aus der eigenen Situation zu machen.

D. S.: Mit diesem ersten Wechsel ins Berufsleben ist der Weg noch nicht abgeschlossen, es kann sich noch viel ändern – auch zum

Positiven. Ich rate den Schüler:innen daher, nicht zu weit vorauszublicken und einfach Schritt für Schritt zu gehen. Die persönliche Motivation ist dabei sehr wichtig.

Der Schritt aus der Schule ist mühsam und ungewohnt

An welche Grenzen stoßen Sie bei den Jugendlichen im Rahmen der Übergangsarbeit?

A. M.: Wie schon gesagt, sehen die Jugendlichen in den Medien eine Traumwelt, die suggeriert, dass man alles Mögliche werden kann. Doch dann merken sie beim Übergang, dass doch nicht alles so einfach ist, wie es scheint – und scheitern. Hinzu kommt, dass viele zuerst fragen, „Wo kann ich viel Geld verdienen?“, anstatt sich zu überlegen, „Was würde mir Spaß machen?“.

D. S.: Der Schritt aus der Schule heraus ist für viele junge Leute mit großen Veränderungen verbunden: arbeiten im Betrieb, Ortswechsel für eine weiterführende Schule, andere Anfahrtswege, fremde Gebäude, neue Lehr- oder Leistungskräfte, ungewohnter Tagesablauf. Ein Schüler hatte trotz Betriebspraktika und guter Unterstützung seiner Eltern richtig Angst vor dem Übergang. Er sagte, dass er am liebsten immer Schüler geblieben wäre. Ich denke, vielen anderen Schüler:innen geht es genauso – aber sie können dieses Unsicherheitsgefühl nicht so gut einordnen.

Gibt es organisatorische oder systemische Hindernisse?

A. M.: Die Berufseinstiegsbegleitung ist abhängig von Fördermaßnahmen. Egal ob das Geld von der Stadt, vom Land, von Kommunen, der Arbeitsagentur oder vom Stiftungen kommt – am Ende liegt es immer an der Finanzierung, ob die Schüler:innen unsere Unterstützung erhalten oder nicht. Durch die Befristungen und das komplizierte Vergaberecht können Projekte und Ansprechpartner:innen stark variieren. Das wiederum schadet den Jugendlichen.

D. S.: Ich sehe in der Projekthaftigkeit und Finanzierung sehr große Hürden. Alles ist mit aufwändigen Dokumentationen und viel Unsicherheit verbunden. Zahlreiche Maßnahmen starten zu spät, weil die Finanzierung noch nicht gesichert ist. Eine Betreuung in Projektform ist leider auch nur ein Tropfen auf den heißen Stein: Von rund 25 Schulen in meinem Bereich können gerade einmal vier ein entsprechendes Angebot machen.

Es ist wichtig, genau hinzuschauen: Was brauchen die Jugendlichen wirklich?

Was braucht es, um die Jugendlichen gut begleiten zu können?

A. M.: Wir haben einen guten Betreuungsschlüssel und können uns individuell um die Jugendlichen kümmern, im Gegensatz zu vielen Lehrkräften und Eltern, denen dazu Zeit und Ressourcen fehlen. Wir recherchieren, stellen Kontakte her, vermitteln Praktika, helfen beim Bewerben und Ausfüllen von Anträgen, organisieren Fahrtwege. Das alles ist oft so kompliziert, dass viele ohne unsere Hilfe schon wegen bürokratischer Hindernisse durch das Raster fallen würden.

D. S.: Es gibt viele Wege zum Beruf, aber den richtigen zu finden, impliziert einen extrem hohen Beratungsbedarf. Die Schulen können aber nur breite Angebote machen. Dabei ist es wichtig, genau hinzuschauen: Was brauchen die jungen Leute wirklich? Einmal betreute ich ein verhaltensauffälliges Geschwisterpaar. Nach und nach stellte sich heraus, dass sie trotz schlechter Noten eigentlich schulisch fit waren – und nur wegen der schlechten Stimmung in der Klasse keine Lernmotivation zeigten. Nachdem wir das Mobbing-Problem gelöst hatten, verbesserten sich die Noten und der Respekt in der Klasse schlagartig. Positivbeispiele wie diese motivieren mich, dranzubleiben.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

A. M.: Die Berufseinstiegsbegleitung sollte für jede:n Schüler:in zugänglich sein, unabhängig von deren Teilnahme an irgendwelchen Projekten oder Förderprogrammen. Ich glaube, dass wir uns mit einer qualifizierten Beratung am Übergang viel weniger Sorgen um den Fachkräftemangel machen müssten. Die Jugendlichen sind die neue Generation, die auf uns folgt – deshalb ist es sehr wichtig, sie zu begleiten.

D. S.: Der Übergang ins „richtige Leben“ ist eine extrem wichtige Phase für die Schüler:innen, die meisten brauchen dabei Unterstützung. Leider sind die Bildungs- und Übergangschancen stark von der sozialen Herkunft abhängig; das ist eine schreiende Ungerechtigkeit. Berufsbegleiter:innen tragen zur Gleichbehandlung am Übergang bei und gehören deshalb an allen Schulformen verankert. Egal wie die Maßnahme letztendlich heißt – für die Heranwachsenden ist nur eines wichtig: Da ist jemand, den ich fragen kann, wenn es um meinen Lebensweg geht.

Persönliche Übergangsbegleitung sollte an allen Schulen verankert sein.

Wo soll sie denn herkommen, die **Eigenverantwortung?**

Im Gespräch mit der
Jugendsozialhilfe in Berlin

von Sabrina Dietrich

Eigentlich soll es um Berufsorientierung gehen, doch es geht um so viel mehr. Die jungen Menschen, die in den von Jana Jaschinski und Fabian Finneiser betreuten Projekten ankommen, kennen vor allem das Scheitern. Bei ihrer Arbeit stoßen die beiden auf so komplexe Problemlagen, dass sie nur zur Stabilisierung der Teilnehmenden beitragen können. Denn die Umstände, die die Jugendlichen scheitern lassen, müssen gesamtgesellschaftlich gelöst werden.

Die SozDia Stiftung Berlin engagiert sich dafür, jedem Menschen zu ermöglichen, Gestalter:in seines/ihrer Lebens zu sein und in der Mitte der Gesellschaft zu leben. Der Arbeitsschwerpunkt der Sozialdiakonischen Trägerin liegt im Bereich der Kinder-, Jugend-, Familien- und Gemeinwesenarbeit.

Geräuschvoll biegt die Straßenbahn um die Ecke. Sie hält vor einem modernen Büro- und Ärztehaus, das einen Kontrast zur Ruine gegenüber bildet: einem typischen Ostberliner Plattenbau – braun und inzwischen größtenteils fensterlos. In dem Bürogebäude warten Jana Jaschinski und Fabian Finneiser von der SozDia Stiftung Berlin für ein Gespräch. Es ist sicher nur Zufall, dass sie Namen mit Alliteration tragen, so wie Marvel-Superheld:innen.

Jana Jaschinski arbeitet als Fachliche Anleiterin bei „Horizonte Lichtenberg“ und Fabian Finneiser als Psychologe bei „Du kannst was!“. Beide Projekte teilen sich die Räume für Unterricht, Kunst, Sport und vieles mehr; es gibt eine Fahrradwerksatt und gemütliche Gruppenräume mit Küche. Hier steckt Herz drin, das merkt man.

Zeit und Stabilisierung sind entscheidende Faktoren

„Das Wichtigste ist“, beginnt Jana Jaschinski, „dass die jungen Menschen Zeit brauchen.“ Diejenigen, die hier die Programme durchlaufen würden, hätten keine nahtlosen Bildungs- und Berufsbiografien. „Die bleiben irgendwo stecken“, nennt sie es, aufgrund von persönlichen Belangen, also Problemen mit den Eltern, Mobbing Erfahrungen in der Schule, psychischen Problemen. Insgesamt würden sie viel mehr Zeit benötigen, um sich zu finden und zurechtzukommen. Und Zeit nimmt man sich hier, bei beiden Projekten.

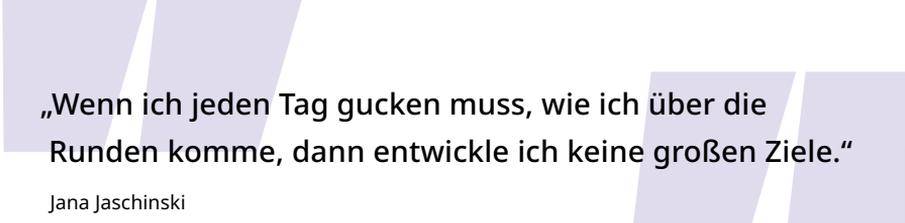
„Horizonte Lichtenberg“ hat derzeit 14 Teilnehmende zwischen 18 und 30 Jahren. „Das Fallmanagement im Jobcenter schlägt ihnen unsere Einrichtung vor, und nach ein paar Probetagen können sie entscheiden, ob sie bleiben möchten“, berichtet die Fachliche Anleiterin. „Eigentlich sollten sie 30 Stunden in der Woche da sein, aber wir sind froh, wenn sie überhaupt kommen.“ Bei den jungen Menschen hier gehe es noch nicht um berufliche Orientierung, sondern um Stabilisierung, da sie es meistens nicht schaffen würden, Schule oder Ausbildungsplatz wie von ihnen erwartet, zu besuchen.

Im Projekt „Du kannst was!“ steht neben der psychischen Stabilisierung auch der Unterricht im Vordergrund, da die Teilnehmenden oft noch schulpflichtig sind. „Die meisten sind ohne Abschluss aus der Schule ausgestiegen“, sagt Fabian Finneiser. Hier sollen sie fit für den Alltag gemacht werden: früh aufstehen können, verlässlich da sein, einigermaßen pünktlich kommen. Beide Programme setzen auf Erfolg durch kleine Schritte. „So etwas funktioniert nur mit Vertrauen und sich Wohlfühlen. Und das baut man mit Menschen mit diesen Erfahrungen nicht in zwei Monaten auf.“ Manche Jugendliche könne man schon nach knapp sechs Monaten in einen Ausbildungsbetrieb vermitteln,

andere seien zwei Jahre da und es passiere nur wenig. Seit Corona würde aber auch seitens des Jobcenters mehr auf das Ergebnis geguckt und nicht mehr nur auf die Zeit.

Armut ist meist das Ausgangsproblem

Die Projekte geben den jungen Menschen Verlässlichkeit und Struktur. Das beginnt schon beim gemeinsamen Essen, was hier nicht für alle selbstverständlich ist. „Die Problemlagen sind oft sehr komplex. Einzelne müssen wir umfassend beraten, etwa wenn es darum geht, das elterliche Umfeld zu verlassen und ein betreutes Wohnen zu finden, einen Therapieplatz zu bekommen oder an eine Psychiatrie angebunden zu werden. Gerade Menschen mit sozialen Ängsten müssen auf nahezu jedem Weg begleitet werden. Als Gruppenangebot stoßen wir daher oft an unsere Grenzen.“ Für Fabian Finneiser steht fest: „Die meisten Jugendlichen hier sind einfach stark vernachlässigt.“



„Wenn ich jeden Tag gucken muss, wie ich über die Runden komme, dann entwickle ich keine großen Ziele.“

Jana Jaschinski

Immer wieder betont der Psychologe die hohe psychische Belastung der jungen Erwachsenen. „Armut spielt eine große Rolle“, sagt er, „die Wohn- sowie die sozio-ökonomischen Verhältnisse insgesamt sind superschlecht.“ Nicht wenige von ihnen leben mit mehreren Geschwistern in viel zu kleinen Wohnungen; es gibt keinen Platz für Schularbeiten, geschweige denn Rückzugsmöglichkeiten. Fabian Finneiser erzählt, dass viele Eltern keine oder nur schlecht bezahlte Arbeit, meist einen unzureichenden Zugang zu Bildung und wenig persönliche und finanzielle Ressourcen hätten und ihnen Zeit oder Kraft fehle, sich abends noch ernsthaft mit den Kindern zu beschäftigen: „Im Allgemeinen werden sie sich selbst überlassen.“ Zudem würden immer wieder Kinder durch das Hilfesystem rutschen und einmal im Heim, einmal im betreuten Wohnen oder zeitweise sogar auf der Straße landen. „Sie sind nie so richtig in der Schule oder müssen wechseln, werden von Maßnahme zu Maßnahme geschickt, dann sind sie mal eine Zeit in der Tagesklinik und danach geht es weiter in ein neues Projekt.“ Für Fabian Finneiser steht fest: „Dieses Hin- und Herschieben ist ein Problem.“ Ihn wundere es jedenfalls nicht, dass Resignation bei den Jugendlichen einziehe.

Ob Bildung oder Start ins Erwachsenenleben: abhängig vom Elternhaus

Die Erfahrungen von Jana Jaschinski und Fabian Finneiser weisen darauf hin, dass die verschiedenen Unterstützungssysteme nicht gut ineinandergreifen. Damit hängen nach dem Bildungserfolg auch die Chancen junger Menschen beim Aufbau eines eigenständigen Lebens stark vom Elternhaus ab. Bei den Teilnehmenden der hier vorgestellten Projekte häufen sich an diesem Punkt im Leben schon die Probleme. „Schulden, Drogen, psychische Erkrankungen, Perspektivlosigkeit, Gewalt und der gesellschaftliche Druck, alles auf die Reihe zu kriegen – das ist schon für Erwachsene oft nur schwer machbar. Wie sollen es dann die Jugendlichen angehen?“, fragt Jana Jaschinski.

Eine Teilnehmerin, gerade erst 20, hat beispielsweise schon Probleme mit einem Inkasso-Unternehmen, weil ihre Eltern auf den Namen der jungen Frau Handyverträge abschlossen – und die Rechnungen nicht bezahlten. In einem anderen Fall verschwindet die Mutter tagelang. Der Kühlschrank ist leer, es ist kein Geld da und wie die Waschmaschine funktioniert, wissen die Kinder auch nicht. Oder der junge Mann, der scheinbar nie so richtig zur Schule ging, weil er von Heim zu Heim geschickt wurde. Ein Zuhause kennt er nicht. Hier gibt es viele solcher Geschichten, aber keine jungen Menschen, die Träume haben und Pläne schmieden. Sie starten mit einem Rucksack voller Traumata, Sorgen und Nöte, kennen vor allem Rückschläge. Was bleibt, sind junge Erwachsene ohne Selbstwertgefühl oder Selbstvertrauen.

Beständig ist nur das Nicht-gewollt-Sein

Kaum zu glauben, dass so etwas tatsächlich Alltag ist in Deutschland. Hierzulande leben rund 1,55 Millionen jungen Menschen zwischen 18 und 25 Jahren in Armut. Mehr als jedes fünfte Kind und jede:r vierte junge Erwachsene war 2021 von Armut bedroht. Das sind rund 4,45 Millionen junge Menschen – mehr als alle Einwohnenden in Hamburg und Brandenburg zusammen.

„Es fehlt an Hoffnung und Perspektive. Da kann man gar nicht diesen Erfahrungshorizont entwickeln: Ich kann was aus mir machen. Wenn ich jeden Tag gucken muss, wie ich über die Runden komme, dann entwickle ich keine großen Ziele. Dann frage ich mich nicht: Wo bin ich in drei Jahren? Dann geht es nur darum, den nächsten Tag zu schaffen“, erzählt Jana Jaschinski. Den Jugendlichen werde vermittelt, nicht gebraucht zu werden. „Denen wird oft signalisiert, es wäre besser, du kommst einfach nicht mehr – in die Schule zum Beispiel. Da ist eine große Angst vor der Ablehnung, weil sie die eh schon ständig aushalten müssen.“ Diese Angst zeige sich dann auch bei Bewerbungen: „Wer sich nichts zutraut, gibt auch schnell auf.“

Um nachhaltig etwas an der Situation dieser jungen Menschen zu ändern, brauche es wirkliches Verständnis der jeweiligen Situation und passgenaue Unterstützung, schließlich könne man nicht bei allen das gleiche Vorgehen anwenden, erklärt Jana Jaschinski. Sie berichtet von einem Teilnehmer, Mitte 20, der kaum schreiben könne, weil er nur bis zur fünften Klasse zur Schule gegangen sei. „Da frage ich mich doch, wie der so schnell einen Schulabschluss nachholen soll.“ Stattdessen sei sie mit dem jungen Mann zu einer Zeitarbeitsfirma gegangen. Nur einen Tag nach dem Gespräch hätte er ein Jobangebot bekommen. „Er sagte dann zu mir: ‚Weißt du was? Wenn ich jetzt gefragt werde, was ich mache, kann ich sagen, ich gehe arbeiten.‘ Da kriege ich heute noch Gänsehaut. Für ihn war das ein Erfolg. Er arbeitet immer noch da und ist voll dabei.“ Für Jana Jaschinski ist klar, überhaupt in Arbeit zu sein und etwas zu tun zu haben, ist wichtig für das Selbstwertgefühl und ein erster Schritt in eine bessere, sicherere Zukunft.

Es gibt immer Wege, aber die muss man finden

„Bei ‚Du kannst was!‘ müssen wir gleichermaßen Träume stricken und in die Realität holen“, berichtet Fabian Finneiser. „Wir erleben hier viele ohne Ziele und Träume, aber auch einige mit teilweise ganz realitätsverzerrten Vorstellungen. Rapper werden oder Producer, reich sein und eine Yacht besitzen.“ Bei „Horizonte Lichtenberg“ sind die Teilnehmenden bereits etwas älter. Hier hört Jana Jaschinski oft, dass die jungen Menschen diejenigen Berufe ergreifen wollen, zu denen sie selbst Berührungspunkte hatten: Erzieher:in werden oder Sozialpädagogik studieren, im Kinderheim arbeiten. Da müsste sie dann immer wieder sagen, „daraus wird erst einmal nichts. Da müsstest du studieren, das geht ohne Abitur nicht.“

Allerdings gebe es auch andere Wege. Für eine Ausbildung etwa brauche man nicht immer einen Schulabschluss. „Grundsätzlich würde ich natürlich immer zum Abschluss raten, aber es lohnt sich, auch andere Optionen anzugucken, vor allem ab einem gewissen Alter. Wenn man zum Beispiel eine Ausbildung mit der Note 3 abschließt, wird der Mittlere Schulabschluss anerkannt. Das ist für viele tatsächlich motivierend“, sagt Jana Jaschinski und erzählt von einer Jugendlichen, die eine Ausbildung zur Sozialassistentin gemacht und dies als Grundlage für eine weitere Ausbildung genutzt habe, welche nur mit Schulabschluss gehe: „Heute ist sie Erzieherin.“

Es ist nicht einfach so in einem, was es für Arbeit und Erfolg braucht

Sich aus den gegebenen Umständen herauszuarbeiten, erfordert viel von den jungen Erwachsenen – und das zusätzlich zu den vielfältigen Problemen, mit denen sie starten. Fabian Finneiser blickt daher zwiespältig auf politische

und gesellschaftliche Appelle an die Eigenverantwortung. „Auf jeden Fall ist die auch wichtig. Aber wo soll sie denn herkommen, wenn sie sich nie entwickeln konnte? Da sehe ich zuerst uns als Gesellschaft in der Verantwortung. Wir müssen näher ran an die Kinder, gerade in prekären Lebensumständen. Wir müssen ihnen die Welt und ihre Möglichkeiten zeigen und sie sich ausprobieren lassen. Das geht schon im Kleinen, wie hier beim Kochen zum Beispiel. Das klingt banal, aber sie lernen dabei, neugierig zu sein und auch scheitern zu dürfen. Und das muss man ihnen eben erst zeigen.“

Es wird deutlich, dass nicht nur das Finanzielle ein Problem ist, sondern all das, was mit Armut in der Regel einhergeht: mangelhafte Bildung, kaum Teilhabe, mangelnde Sicherheit – auch emotional. Kinder müssten ihren Erfahrungshorizont erweitern können und sich dabei sicher fühlen, sonst entstünden lähmende Ängste, weiß Jana Jaschinski. Daher unternehme sie viel mit den jungen Erwachsenen. „Wir waren zuletzt im Alten Museum, da waren sie am Ende ganz begeistert. Und das ist der Punkt. Wir müssen sie an so etwas heranführen.“ Dabei gehe es nicht nur um die Unternehmung an sich, vielmehr müssten alle Bahn fahren, in der Gruppe unterwegs sein und aufeinander achten, sich an Absprachen halten. „Schon dabei lernen sie viel, was vorher für sie nicht möglich war.“ Überhaupt mal den eigenen Bezirk zu verlassen, sei für viele schon was ganz Neues. „Mein Lieblingsausflug ist immer an den Wannensee und dann mit der Fähre rüber nach Kladow. Das ist wie Urlaub. Und das finden sie immer toll. Wir sitzen dann einfach nur im Grünen, trinken einen Kaffee und genießen den Tag.“

Lebensfreude würden viele hier gar nicht kennen, Genießen müsse man ihnen förmlich erst beibringen. „Das macht mich manchmal echt traurig“, sagt Fabian Finneiser und Jana Jaschinski stimmt zu, denn erst, wenn man das eigene Leben schätzen könne, würden sich Ziele entwickeln können. „Ich erlebe auch, wie viel es für sie verändert, nur weil wir da sind und zuhören. So merken sie endlich einmal, dass sie wertvoll sind, einfach als Mensch.“

Die Verantwortung wird den jungen Erwachsenen zugeschoben

Natürlich sprechen die beiden auch über Verantwortung – und zwar primär von der staatlichen. Von verpassten Chancen ist die Rede, von falschen Prioritäten, von schiefgehender Prävention, von Versagen. Natürlich reden sie auch über die Umstände in Kita und Schule, vom Schul- und Bildungssystem im Allgemeinen. Sie wünschten sich, Programme wie ihre wären nicht mehr nötig, weil ihre Arbeit bereits an jeder Schule und vermutlich auch schon in jeder Kita verrichtet werden würde – und zwar zusätzlich zu der von Lehrer:innen und Erzieher:innen.

Die Perspektiven für die jungen Menschen, in die Arbeitswelt einzusteigen, sehen beide ganz nüchtern. „Vielen von unseren Teilnehmenden fehlt es an Pünktlichkeit und Verlässlichkeit. Man kann nicht immer gut mit ihnen planen, und das ist in einem Betrieb dann schon schwierig.“ Oft würden schon Basics wie ein eigenes Konto fehlen „Und wer Probleme in der Schule hatte, zum Beispiel mit dem Lesen und Schreiben, der wird das auch in der Berufsschule haben“, sagt Jana Jaschinski.

Von mehr Miteinander profitieren auch Arbeitgeber:innen

„Die meisten von ihnen können nicht gut mit zu viel Druck umgehen“, ergänzt Fabian Finneiser. „Aber wenn sich Arbeitgeber:innen darauf einstellen können, dass sie einfach mehr Zeit brauchen, dann kann das gut funktionieren.“ Das sehe er beispielsweise auch im eigenen Ausbildungsrestaurant. Da fehlten die Azubis auch schon einmal einen Tag, aber dafür seien sie an den anderen Tagen mit Leidenschaft dabei. Wenn man mehr in Absprachen und ein Miteinander übergehen würde, dann würden beide Seiten davon profitieren können. „Denn in der Regel sind unsere Teilnehmenden glücklich, wenn sie arbeiten können und dann auch engagiert und loyal.“ Auch hier könnte eine an die Berufsausbildung angedockte Begleitung helfen, ähnlich wie bei den Projekten „Du kannst was!“ und „Horizonte Lichtenberg“.

Dauerhaft aus Arbeitslosigkeit und Hilfebedarf herauszukommen, schaffen nicht einmal 13 Prozent der Betroffenen. Auch die beiden Projekte können nicht alle Teilnehmer:innen für den Übergang in die Arbeitswelt stärken. Einige der jungen Erwachsenen schaffen es vermutlich nie, glaubt Fabian Finneiser. Aber dennoch, hebt Jana Jaschinski abschließend hervor, gehe der Großteil aus den Projekten gestärkt hervor: „Es bleibt immer etwas hängen, auch wenn man das manchmal erst nach Jahren merkt. Man darf zum Beispiel nach einem Aufenthalt im Museum nicht das ganz Große erwarten. Sie wollen nicht gleich euphorisch ins nächste, aber irgendwann kommt der Moment, in dem sie von dem Besuch profitieren. Selbst wenn es nur das eine Mal ist, wenn sie erzählen können, dass sie auch schon einmal in einer Ausstellung gewesen sind.“

Nach dem Gespräch geht es wieder hinaus auf die Straße, die modernes Gebäude und Ruine verbindet. Der Tag ist sonnig und angenehm warm. Es ist fast schon idyllisch hier, mitten im geschäftigen Trubel der Großstadt. Viel von dem Gesagten klingt nach, auch noch Tage später, nicht zuletzt die Frage: Ist das Scheitern der jungen Erwachsenen nicht vor allem ein Scheitern unserer Gesellschaft?

Hingehört!

Das sagen junge Menschen

Ich war auf einem Gymnasium und bin nach der zehnten Klasse abgegangen. Für mich war alles immer zu einfach in der Schule, deswegen habe ich nie Hausaufgaben gemacht und so, eigenständiges Arbeiten nie gelernt. Das wurde dann zunehmend zum Problem in den höheren Klassen. Näja, und dann immer das Mobbing und so. Ich hätte so gerne eine Aufgabe im Leben. Irgendetwas, was ich tun kann.

Jonathan, 18 Jahre*

Ich kann meine Eltern zwar fragen, aber die wissen das meiste ja auch nicht. Und die haben auch andere Sachen im Kopf. Ich will dann auch nicht fragen, um noch mehr Belastung zu sein. Und ich muss das doch auch alles alleine schaffen können. Aber die Hilfe bräuchte ich eigentlich schon unbedingt. Von woanders Hilfe zu bekommen, ist schon cool.

Mayla, 21 Jahre*

Ich will mich auch niemanden mehr anvertrauen, denn ich weiß, was dann kommt: Lüge, Versuche, härtern

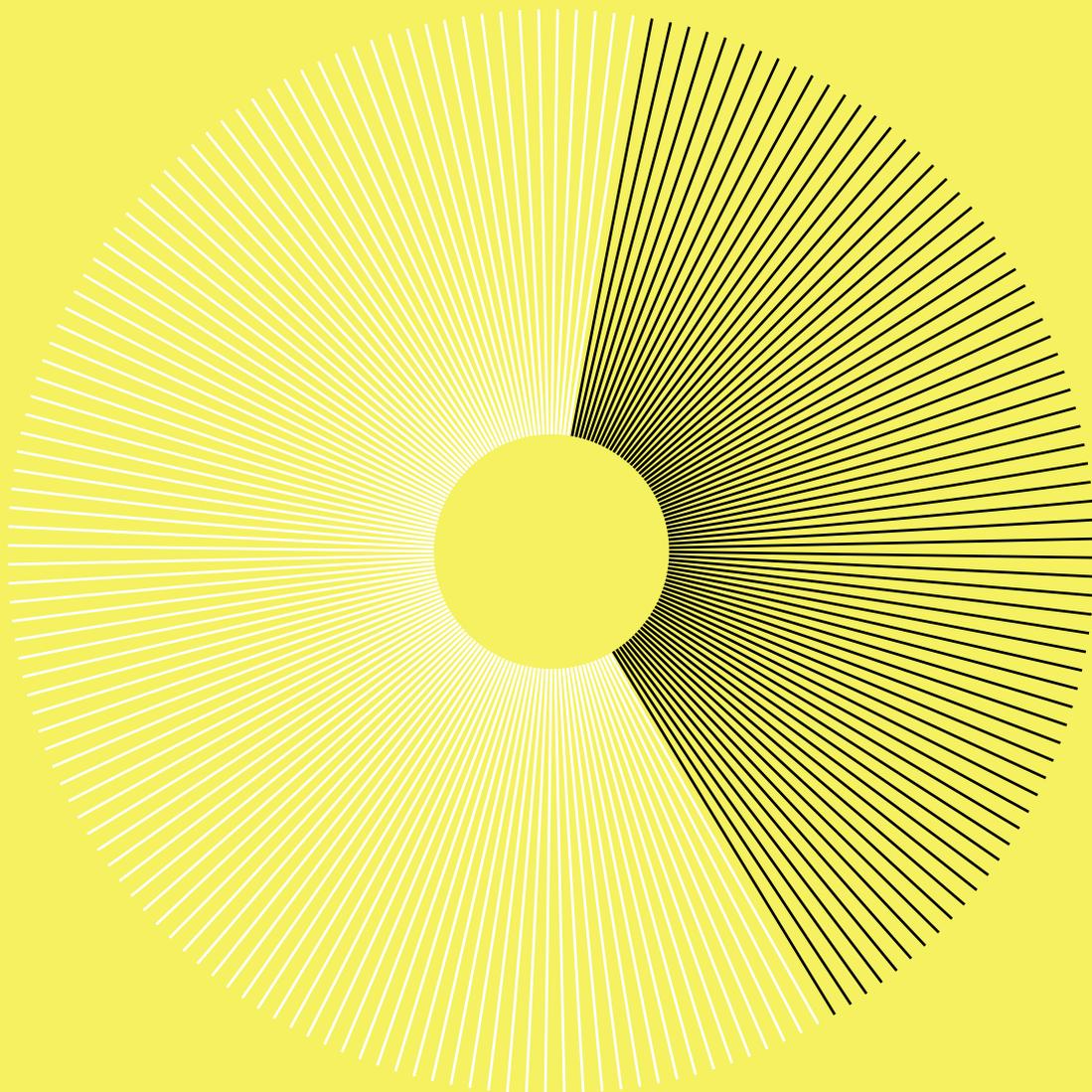
Amira, 18 Jahre*

Ich habe das Gefühl, dass es nur darum geht,
einstecken zu können. Man muss alles aushalten
und trotzdem lächeln und sagen: 'Ja, mir geht's
gut.' Und man muss so sein, wie andere wollen.
Die könnten viel mehr für Leute tun, die nicht so
gut dran sind. Bei vielen ist es ja so, dass die nicht
schuld sind, weil die psychisch sehr krank sind.
Es heißt immer, alle können das schaffen. Aber
dann schaffst du es doch nicht und dann wirst du
als faul abgestempelt. Ich find das so scheiße.
Fleißig ist doch nicht nur das, was andere be-
stimmen. Ich muss ganz viel aushalten, um
überhaupt unter Menschen sein zu können.
Das ist nicht fleißig?

Juli, 23 Jahre*

Ich hab es mir schwerer gemacht,
als es sein müsste. Das mit dem
Schulabschluss zum Beispiel. Ich denke,
ich bin da alleine für verantwortlich.
Ich habe die falschen Denkweisen und
habe auch zu oft schnell aufgegeben,
weil ich keine Hoffnung in dem
gesehen habe, was ich mache
oder versucht habe zu machen.
Ich habe einfach gute und schlechte
Tage. An den guten kriege ich alles hin,
an den schlechten bin ich aggressiv
und mache alles kaputt. Der Wechsel
geht auch relativ schnell, innerhalb
einer Woche und so. Ich weiß nicht
was ich da machen kann.
Ist halt schwierig.

Edgar, 18 Jahre*



39 % Problem

39 Prozent der 20- bis 34-jährigen mit Hauptschulabschluss hatten laut Berufsbildungsbericht im Jahr 2021 keine abgeschlossene Berufsausbildung. Damit ist die Quote der Ungelernten in dieser Gruppe noch einmal um knapp 5 Prozent angestiegen. In diesem Kapitel beschäftigen wir uns mit der Frage nach dem Warum: Wieso scheitern Schulabgänger:innen am Übergang in eine Ausbildung?

„Wir haben ein **Problem.**“

Über die Ausbildungschancen von Jugendlichen mit niedriger Schulbildung

von Clemens Wieland und Dr. Dieter Dohmen

Clemens Wieland ist seit über 20 Jahren für die Bertelsmann Stiftung tätig. Als Senior Expert beschäftigt er sich mit den Themen Berufliche Bildung, schulische Berufsorientierung und Übergangsmangement auf nationaler und internationaler Ebene. In seiner Verantwortung sind in den letzten Jahren diverse Veröffentlichungen zu Ausbildungsperspektiven junger Menschen, zur Lage auf dem Ausbildungsmarkt und zur Ausbildungsgarantie erschienen.

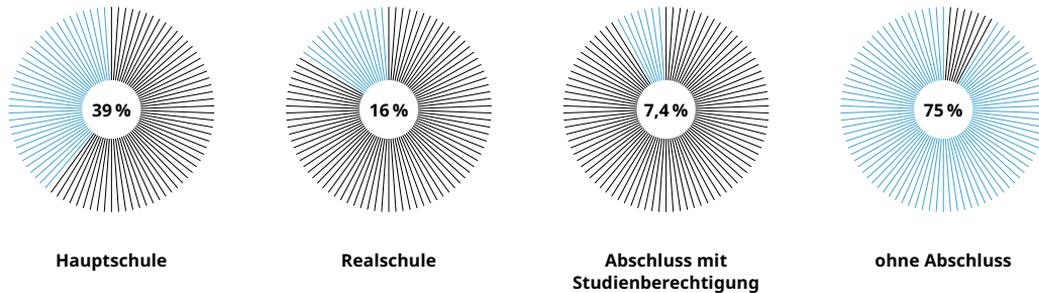
Dr. Dieter Dohmen ist Sozialunternehmer, Bildungsforscher und Berater, Analyst und Visionär. 1993 hat er das FiBS Forschungsinstitut für Bildungs- und Sozialökonomie gegründet, 2020 das RILLL Research Institute on Lifelong Learning sowie die ElternHotline gGmbH (www.elternhotline.de). Mit seinen Arbeiten liefert er Empfehlungen, die dazu beitragen, Bildungssysteme innovativer zu gestalten, indem vorhandene Denkstrukturen überwunden und damit (neue) Lernchancen für Kinder und Jugendliche geschaffen werden.

„Der Beruf ist heute nicht nur die wichtigste Erwerbsquelle und das Medium, über das der einzelne an der Gesellschaft und ihrer Entwicklung partizipiert, Berufsausbildung und -ausübung sind gleichzeitig zentrale Voraussetzungen der Persönlichkeitsentwicklung des Menschen.“¹ Mit diesen Worten hat der Berufspädagoge Wolf-Dietrich Greinert treffend die zentrale Bedeutung einer Berufsausbildung für den individuellen Lebensweg beschrieben.

Wer keine abgeschlossene Berufsausbildung hat, verfügt über einen geringeren Lohn, ist häufiger arbeitslos, lebt ungesünder und stirbt im Durchschnitt früher.² Umgekehrt: Eine qualifizierende Ausbildung erhöht das Einkommen, reduziert das Risiko, arbeitslos zu werden, und verlängert ein (gesundes) Leben. Menschen mit niedriger Schulbildung sind besonders gefährdet, keinen Berufsabschluss zu erzielen. Trotz vieler unbesetzter Ausbildungsstellen bleiben laut Berufsbildungsbericht fast 40 Prozent der Personen mit Hauptschulabschluss bzw. Erstem Allgemeinem Schulabschluss (ESA) zwischen 20 und 34 Jahren ohne Ausbildung. Bei Jugendlichen ohne Schulabschluss sind es sogar rund 75 Prozent, die ungelernt bleiben.³ Das hat dramatische Konsequenzen, denn das Risiko, als Ungelernte:r arbeitslos zu werden, ist sechsmal so hoch wie mit einer abgeschlossenen Ausbildung. Aber auch volkswirtschaftlich betrachtet ist die berufliche Bildung eine zentrale Größe, denn Deutschland braucht Fachkräfte – dringender denn je.

Ungelerntenquote* der 20- bis 34-jährigen nach Schulabschluss (2021)

*Anteil junger Erwachsener im Alter von 20 bis 34 Jahren ohne formalen Berufsabschluss



■ Junge Erwachsene ohne Ausbildung

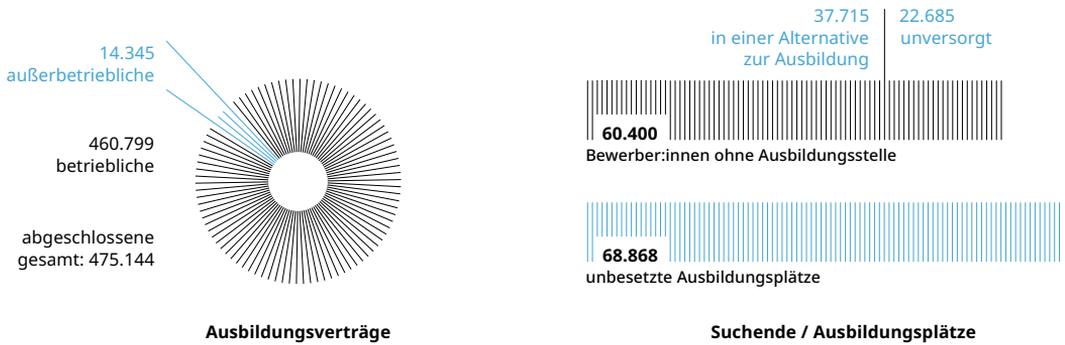
Quelle: Berufsbildungsbericht 2023, S. 97. Eigene Darstellung

Situation auf dem Ausbildungsmarkt spitzt sich zu

Umso wichtiger ist daher ein reibungslos funktionierender Ausbildungsmarkt mit bestmöglichen Ausbildungschancen für jeden jungen Menschen und einer größtmöglichen Zahl an Fachkräften, die aus der Ausbildung hervorgehen. Die Realität sieht leider anders aus: Auf der einen Seite hat sich während der Coronapandemie die Zahl der neuen Ausbildungsplätze zum dritten Mal in den letzten 15 Jahren aufgrund einer größeren Krise bzw. Ausnahmesituation um rund 45.000 verringert. Begannen 2007 noch über 840.000 junge Menschen eine qualifizierende Ausbildung (624.000 im dualen System, 220.000 im schulischen Bereich), so waren es 2022 noch etwa 710.000. Und dies auch nur, weil sich die Zahl der schulischen Ausbildungsplätze um gut 10 Prozent von 219.000 auf etwas über 240.000 erhöht hat. Im dualen System wurden nur noch rund 470.000 Ausbildungsverträge neu unterschrieben. Fast 70.000 Ausbildungsplätze blieben im Jahr 2022 unbesetzt.⁴

Auf der anderen Seite geht trotz dieser Entwicklung nach wie vor eine hohe Zahl an Bewerber:innen auf dem Ausbildungsmarkt leer aus. Über 60.000 junge Menschen blieben im vergangenen Jahr entweder ganz ohne Ausbildungsstelle oder mündeten in einer Alternative.⁵ Und trotz eines über die letzten 15 Jahre rückläufigen Trends beginnen immer noch über 220.000 (2022: 239.000) junge Menschen eine Maßnahme im Übergangssektor. Besonders betroffen sind Jugendliche ohne Schulabschluss bzw. mit Hauptschulabschluss.

Neu abgeschlossene Ausbildungsverträge, unbesetzte Ausbildungsstellen und Ausbildungssuchende im Jahr 2022



Quelle: Berufsbildungsbericht 2023. Eigene Darstellung

Quelle: Berufsbildungsbericht 2023. Eigene Darstellung

Die angespannte Situation auf dem Ausbildungsmarkt spiegelt sich auch in der Wahrnehmung der jungen Menschen wider.⁶ Einerseits sehen fast drei Viertel aller befragten jungen Menschen auf dem Ausbildungsmarkt derzeit gute bis sehr gute Chancen, und nur 16 Prozent halten die Chancen für eher schlecht. Von den jungen Menschen mit niedriger Schulbildung haben allerdings mehr als ein Viertel den Eindruck, dass die Chancen eher schlecht sind. Was das Ausbildungsangebot betrifft, so hat nur etwa jeder zehnte befragte junge Mensch den Eindruck, es gebe zu viele Ausbildungsplätze. 51 Prozent halten das Angebot für ausreichend und mehr als jede:r Vierte schätzt, dass es zu wenige Ausbildungsplätze gibt.

Jugendliche mit niedriger Schulbildung sind „Verlierer:innen“ der Entwicklungen

Im „Monitor Ausbildungschancen“ haben die Bertelsmann Stiftung und das FiBS untersucht, wie sich die Übergangschancen junger Menschen in Ausbildung in Abhängigkeit von ihrem Schulabschluss in den letzten Jahren entwickelt haben.⁷ Es zeigt sich, dass es genau diese Gruppe der Jugendlichen mit niedriger Schulbildung ist, die auf dem Ausbildungsmarkt – trotz unbesetzter Ausbildungsstellen und Fachkräftemangel – mehr und mehr ins Abseits gerät. Jugendliche mit niedrigen Schulabschlüssen sind die großen „Verlierer:innen“ der Entwicklungen der letzten Jahre. Fanden vor zehn Jahren noch neun von zehn Jugendlichen mit ESA einen Ausbildungsplatz im dualen System, waren

es zuletzt noch knapp sieben; zwei finden einen Platz im schulischen Bereich. Sechs münden in Maßnahmen im Übergangssektor. Wenn sich diese Zahlen auf mehr als 100 Prozent addieren,⁸ dann bedeutet das: Jedes Jahr münden mehr junge Menschen mit Schulabschlüssen in einen der drei Teilbereiche des Berufsbildungssystems, viele davon gleich mehrfach und etliche, ohne irgendwann den Sprung in eine qualifizierende Ausbildung zu schaffen – obwohl Betriebe händeringend nach Auszubildenden suchen und ihre Ausbildungsstellen häufig nicht besetzen können.

Noch dramatischer ist die Lage für Jugendliche ohne Schulabschluss. Von ihnen gehen jedes Jahr so viele in die verschiedenen Teilbereiche des Übergangssektors, dass sich die Werte auf 130 Prozent addieren.⁹ Zum Vergleich: Die Zahl der dualen Ausbildungsverträge ist so gering, dass sich eine Übergangsquote von nicht einmal 30 Prozent (2021) ergibt. Diese Unterscheidung zwischen dualer und schulischer Ausbildung ist aus zwei Gründen wichtig, zum einen aufgrund der beschriebenen unterschiedlichen Entwicklung, zum anderen, weil Jugendliche ohne Schulabschluss – wenn überhaupt – nur im dualen System eine Ausbildungschance haben, und Jugendliche mit ESA ganz überwiegend.

Immer mehr junge Menschen ohne Tätigkeit

Auch wenn sich die sogenannten Übergangsquoten fast immer deutlich über 100 Prozent addieren, heißt dies nicht, dass alle Jugendlichen auch dadurch erfasst werden. Ganz im Gegenteil haben die Analysen im Rahmen des „Monitor Ausbildungschancen 2023“ Folgendes ergeben: Während der Pandemie waren 850.000 junge Menschen entweder im Übergangssektor (ca. 230.000), arbeitslos (420.000) oder konnten keinem der Bereiche (Aus-)Bildung, Beschäftigung, Arbeitslosigkeit etc. zugeordnet werden (ca. 200.000). Die Zahl von 850.000 entspricht dabei einem ganzen Altersjahrgang der 15- bis 24-Jährigen. Erstaunlich ist die hohe Zahl der Jugendlichen, die „außerhalb der Systeme“ sind, auch deshalb, weil die meisten von ihnen einen Kindergeldanspruch der Eltern begründen oder einen Anspruch auf andere Sozialleistungen haben dürften und damit auch hier erfasst sein müssten.

Nach aktuellen Angaben haben sich die Zahlen in den letzten beiden Jahren auf den ersten Blick wieder etwas verringert: Übergangssektor 240.000, arbeitslos 266.000, in keiner Statistik knapp 300.000. Zusammen ergibt sich somit aktuell eine Größenordnung von 805.000 jungen Menschen, die in keiner qualifizierenden Ausbildung sind. Das sind ca. 5 Prozent weniger als 2020/21.

Besonders bedenklich ist allerdings, dass die Zahl der jungen Erwachsenen, die im Alter von 20 bis 24 Jahren höchstens einen Sekundarstufe-I-Abschluss, aber danach weder das (Fach-)Abitur noch eine abgeschlossene Berufsausbildung haben, um 320.000 im Vergleich zu 2019 gestiegen ist. Von ihnen gehen offenbar viele, ca. 280.000 mehr als 2019, einer Beschäftigung nach.

In diesem Zusammenhang wird immer wieder der Begriff der NEETs verwendet: Not in Employment, Education or Training.¹⁰ Bei NEETs ist allerdings zu beachten, dass sie eine sehr heterogene Gruppe von jungen Menschen umfassen. Dazu zählen sowohl als arbeitslos gemeldete Jugendliche als auch solche, die aufgrund von gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht verfügbar sind, die abgekoppelt sind und sich demotiviert zurückgezogen haben oder die aus freien Stücken eine Auszeit nehmen. Untersuchungen zufolge sind Jugendliche mit Migrationshintergrund, mit niedrigem Bildungsabschluss bzw. junge Mütter überrepräsentiert.¹¹

Während Corona kam es zu einem deutlichen Anstieg der Gruppe der NEETs. Dies dürfte daran liegen, dass während der Pandemie Begleitungs- und Unterstützungsangebote sowie Möglichkeiten der Berufsorientierung einschließlich Praktika nur sehr eingeschränkt verfügbar waren. Es war deutlich schwieriger, gerade benachteiligte Jugendliche mit Integrationsangeboten zu erreichen. Darüber hinaus haben die Pandemie und der Ukraine-Krieg zu einer Erhöhung der psychischen Beeinträchtigungen unter jungen Menschen geführt, die noch nachwirken können. Im langfristigen Trend ist der Anteil von NEETs an allen 15- bis 24-Jährigen von 8,8 Prozent im Jahr 2009 auf 5,7 Prozent (2019) gesunken. Es folgte ein deutlicher Anstieg zu Beginn der Pandemie und dann wieder ein Rückgang. Mitte 2023 lag die Quote bei 6,9 Prozent. Dies entsprach einer Zahl von 591.000 NEETs zwischen 15 und 24 Jahren.¹²

Handlungsdruck steigt

Der bereits bestehende und sich in Zukunft wahrscheinlich deutlich verschärfende Fachkräftemangel lässt erwarten, dass jede Person, die eine Ausbildung erfolgreich abschließt, anschließend sehr gute Aussichten auf einen Arbeitsplatz hat. Allein für die bevorstehende Transformation gehen Berechnungen von einem zusätzlichen Fachkräftebedarf von 600.000 bis 750.000 Personen bis 2030 aus. Diese Größenordnung schließt weiteren Fachkräftebedarf in den Bereichen Pflege, Gesundheit, Bildung und Erziehung nicht ein.

Folgt man den Ergebnissen einer im letzten Jahr veröffentlichten Expert:innen-Befragung, so werden sich jedoch die beruflichen Perspektiven für Jugendliche mit niedriger Schulbildung in den nächsten Jahren weiter verschlechtern.¹³ Die Hälfte der befragten Fachleute erwartet einen weiteren Anstieg der Zahl der Ungelernten bis 2030. Gleichzeitig gehen über 60 Prozent davon aus, dass die Beschäftigungsmöglichkeiten für Geringqualifizierte abnehmen werden. Und mehr als die Hälfte der Befragten rechnet mit steigenden Qualifikationsanforderungen auch in Ausbildungsberufen, die für Jugendliche mit niedriger Schulbildung relevant sind. Das bedeutet: Weniger Beschäftigungsmöglichkeiten für Geringqualifizierte bei gleichzeitig steigenden Qualifikationsanforderungen führen zu düsteren Perspektiven für Jugendliche mit niedriger Schulbildung. Der Handlungsdruck steigt.

- 1 Greinert, Wolf-Dietrich, *Erwerbsqualifizierung jenseits des Industrialismus, Zu Geschichte und Reform des deutschen Systems der Berufsausbildung*, Frankfurt am Main 2007, S. 110f.
- 2 Vgl. *Berufsbildungsbericht 2023*, S. 96f.
- 3 Vgl. *Berufsbildungsbericht 2023*
- 4 Vgl. *Berufsbildungsbericht 2023*, S. 70ff.
- 5 Vgl. *Berufsbildungsbericht 2023*, S. 70ff.
- 6 Vgl. Ingo Barlovic, Denise Ullrich, Clemens Wieland (2023): *Ausbildungsperspektiven nach Corona. Eine repräsentative Befragung von Jugendlichen 2023*. Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). Gütersloh. Online verfügbar unter: www.chance-ausbildung.de/jugendbefragung/corona2023.
- 7 Vgl. Dohmen, D., Bayreuther, T. & Sandau, M. (2023). *Monitor Ausbildungschancen 2023: Gesamtbericht Deutschland* (3., erweiterte Auflage). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung. Online verfügbar unter: www.chance-ausbildung.de/MonitorBund.
- 8 Um die Übergangsquoten zu ermitteln, wurde die Zahl der dualen bzw. schulischen Ausbildungsplätze, die mit Jugendlichen mit ESA besetzt wurden, in Relation zur Zahl der Jugendlichen gesetzt, die die Schulen im gleichen Jahr mit einem ESA verlassen haben. Entsprechend wurden die Übergangsquoten im Übergangssektor berechnet. Werte von über 100 Prozent ergeben sich dadurch, dass nicht nur Jugendliche aus dem gleichen Schulabgangsjahrgang in die einzelnen Bereiche einmünden, sondern auch aus Vorjahren – manche, weil sie zunächst (unter Umständen mehrfach) im Übergangssektor waren, manche, weil sie einen Ausbildungsplatz bekommen haben. Andere haben bereits eine Ausbildung begonnen und wieder beendet – aus sehr unterschiedlichen Gründen. Auch beginnen junge Menschen aus dem Ausland eine berufliche Ausbildung. Dies erklärt, weshalb mehr junge Menschen im System sind, als die Schulen im gleichen Jahr verlassen haben.
- 9 Siehe zur Erläuterung Fußnote 6.
- 10 Vgl. Schnelle, Caroline; Wieland, Clemens (2023): *Abgehängt oder nur am Abhängen? Faktencheck NEETs „Not in Education, Employment or Training“*. Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). Gütersloh. Online verfügbar unter: www.chance-ausbildung.de/Faktencheck/NEETs
- 11 Brzinsky-Fay, Christian (2022): „NEET in Germany. Labour Market Entry Patterns and Gender Differences“. In: Mark Levels/Christian Brzinsky-Fay/Craig Holmes/Janine Jongbloed/Hirofumi Taki (Eds.): *The Dynamics of Marginalized Youth. Not in Education, Employment, or Training Around the World*. Routledge Studies in Labour Economics. London / New York, NY: Routledge, S. 56–86.
- 12 Vgl. Eurostat (2023): Tabelle: „Young people neither in employment nor in education and training (NEET), by sex and age – quarterly data“. (Zuletzt aufgerufen am 10.08.23).
- 13 Vgl. Bertelsmann Stiftung und Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (Hrsg.): *Zukunft ungewiss – Ausbildungsperspektiven von Jugendlichen mit niedriger Schulbildung*. Ergebnisse einer Delphi-Befragung, Gütersloh und Berlin 2022. Online verfügbar unter: www.chance-ausbildung.de/ausbildungsperspektiven.

Drei Fragen, drei Perspektiven

Elke Hannack

Deutscher Gewerkschaftsbund

ist seit 2013 stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) und verantwortet dort unter anderem die Bereiche Frauen-, Gleichstellungs- und Familienpolitik, Jugend und Jugendpolitik sowie Bildungspolitik und Bildungsarbeit. Mit großer Überzeugung und Leidenschaft setzt sie sich für die Interessen aller Beschäftigten ein – für gerechte Verhältnisse in der Arbeitswelt und Gesellschaft.

Dr. Nicole Cujai

Bundesagentur für Arbeit

ist seit Januar 2020 Geschäftsführerin Arbeitsmarkt in der Zentrale der Bundesagentur für Arbeit. Sie verantwortet dort die Produkte, Programme und Prozesse im Bereich der Integration, der Beratung und der arbeitsmarktpolitischen Instrumente für die Rechtskreise SGB III und SGB II.

Anne Rolvering

Deutsche Kinder- und Jugendstiftung

ist seit 2021 Vorsitzende der Geschäftsführung der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS). Mit der Vision, jedem jungen Menschen in unserem Land ein gutes Aufwachsen zu ermöglichen, arbeitet sie gemeinsam mit über 300 Mitarbeitenden daran, Menschen und Institutionen zusammenzubringen und Verantwortungsgemeinschaften über Zuständigkeitsgrenzen hinweg zu stiften. Denn Bildungsgerechtigkeit und Teilhabe sind Menschenrechte, so ihre Überzeugung.

Was ist aus Ihrer Perspektive die größte Hürde, die den Übergang vieler Jugendlicher mit niedriger Schulbildung in eine Ausbildung erschwert?

Statement von Elke Hannack

Es gibt insbesondere für junge Menschen mit Startschwierigkeiten zu wenig individuelle Unterstützung. Statt noch umfangreicherer Informationsangebote – digital oder analog – brauchen sie persönliche Beratung in einem ermutigenden und vertrauensvollen Umfeld sowie die Chance, sich ausprobieren zu können. Gerade die während Corona ausgefallenen persönlichen Ansprechpersonen oder Praktika haben die berufliche Orientierung enorm erschwert.

Aber auch Unternehmen müssen endlich bereit sein, jungen Menschen mit schlechteren Zeugnissen eine Chance zu geben. Lange Jahre haben sie sich daran gewöhnt, unter den Besten auswählen zu können. Das funktioniert nun nicht mehr. Viele Betriebe müssen wieder lernen, was es heißt, auszubilden. Sie müssen sich aktiv darauf einlassen und sich Gedanken um die Qualität ihrer Ausbildung machen – und auch um die Qualität ihrer Praktikumsangebote.

Wie können Sie als Gewerkschaft dazu beitragen, die Ausbildungschancen dieser Jugendlichen in Zukunft zu verbessern?

Ich lese häufig Beschreibungen wie „Generation Null Bock“ oder „Junge Menschen sind nicht ausbildungsreif oder belastbar“. Solche pauschalen Beschreibungen sind falsch und helfen niemandem weiter. In solchen Aussagen spiegelt sich eher Ignoranz als Wirklichkeit. Wir müssen weg von Schuldzuweisungen und Lösungen in den Mittelpunkt unserer Diskussionen rücken.

Gerade in einer alternden Gesellschaft ist es wichtig, dass die Perspektiven junger Menschen in politischen Diskussionen und in der Öffentlichkeit beachtet werden. Auch ihre Sorgen und Nöte dürfen nicht unter den Tisch fallen. Deshalb ist es so wichtig, immer wieder auf die Lage von jungen Menschen hinzuweisen. Mit unserer Arbeit geben wir denjenigen unter ihnen eine Stimme, die ansonsten keine Lobby hätten. Mit Tarifverträgen können die Sozialpartner:innen attraktive und gesunde Arbeitsbedingungen für die nächsten Generationen verhandeln.

Wo stoßen Sie dabei an Grenzen und wie oder mit wem gemeinsam ließen sich diese überwinden?

Aber auch die Schulen müssen mehr zum Abbau von Benachteiligungen tun. In den Schulen brauchen wir viel mehr Unterstützungsstrukturen wie die professionelle Schulsozialarbeit. Diese ist ein wichtiges Element, um gerade schulmüden Jugendlichen mit Problemlagen Perspektiven zu geben, mit ihnen an ihren Zukunftsplänen zu arbeiten und sie in ihrer Lernmotivation und Persönlichkeitsbildung zu unterstützen.

Zu einem gelingenden Übergang zwischen Schule und Beruf gehören viele, sehr unterschiedliche Akteur:innen: Schulen, Arbeitsagenturen, Ministerien auf Bundes- und Länderebene und die Sozialpartner:innen. Es ist schwierig, ein gemeinsames Problembewusstsein zu schaffen und darauf zielgerichtete und abgestimmte Schritte zur Verbesserung der Situation zu vereinbaren. Vieles ist gut gemeint, aber häufig schlecht aufeinander abgestimmt. Wir brauchen unbedingt ein gemeinsames koordiniertes und systematisches Vorgehen aller, damit sich dramatische Entwicklungen wie der Anstieg von jungen Menschen ohne Berufsabschluss bremsen lassen. Über Jugendberufsagenturen wird seit über 10 Jahren diskutiert, aber noch immer gibt es keine Mindeststandards, wie sie funktionieren sollen. Leider scheitern solche guten Ideen auch am fehlenden Geld. Wir brauchen einen neuen gesellschaftlichen Konsens, dass an der Bildung von jungen Menschen nicht gespart werden darf und mehr für die Chancengleichheit im Bildungssystem getan werden muss. Wir brauchen langfristige und messbare Ziele, an deren Ende zum Beispiel steht: Die Zahl der jungen Menschen ohne Schul- oder Berufsabschluss ist deutlich gesunken. Und diesem Ziel folgen wir alle mit ganz konkreten Maßnahmen.

Statement von Dr. Nicole Cujai

Was ist aus Ihrer Perspektive die größte Hürde, die den Übergang vieler Jugendlicher mit niedriger Schulbildung in eine Ausbildung erschwert?

Von den aktuell guten Chancen für Bewerber:innen am Berufseinstieg profitieren nicht alle jungen Menschen in gleichem Maße. Großen Einfluss auf den Übergang von der Schule in den Beruf haben individuelle und soziale Faktoren wie Bildungsvoraussetzungen, Migrationsgeschichte, die soziale Situation der Familie, Geschlecht und Motivation, aber auch die regionalen Rahmenbedingungen am Ausbildungsmarkt. Vor allem für junge Menschen mit schwierigen Startbedingungen stellt der Übergang von der Schule in den Beruf immer noch eine große Herausforderung dar, siehe Berufsbildungsbericht 2023. Dies gilt insbesondere für Hauptschüler:innen, die bei der Ausbildungsstellensuche mit Bewerber:innen höherer Schulabschlüsse konkurrieren und seltener einen Ausbildungsplatz finden. Auch junge Menschen mit Migrationshintergrund beginnen weniger oft eine Ausbildung als jene ohne Migrationshintergrund.

Wie können Sie als Bundesagentur für Arbeit dazu beitragen, die Ausbildungschancen dieser Jugendlichen in Zukunft zu verbessern?

Ein erfolgreicher Einstieg ins Erwerbsleben stärkt die berufliche und gesellschaftliche Teilhabe und leistet einen wichtigen Beitrag zur Fachkräftesicherung. Die Bundesagentur für Arbeit hat sich das Ziel gesetzt, insbesondere junge Menschen mit schwierigen Startbedingungen gemeinsam mit den Partner:innen am Ausbildungsmarkt noch mehr zu unterstützen. Mit vielfältigen Ansätzen begleitet sie den Übergang junger Menschen von der Schule in den Beruf:

- Die Berufsberatung vor dem Erwerbsleben begleitet junge Menschen frühzeitig in allen Schulformen (einschließlich berufsbildender Schulen) bis zum Berufseinstieg. Die Berufsberatung ist an den Orten, an denen sich junge Menschen aufhalten, präsent und leicht erreichbar.
- Die Teams für Berufliche Rehabilitation und Teilhabe unterstützen junge Menschen mit Behinderungen bei der beruflichen Ersteingliederung.
- In der Allianz für Aus- und Weiterbildung verfolgt die Bundesagentur für Arbeit zusammen mit den maßgebenden Akteur:innen am Ausbildungsmarkt das Ziel, möglichst alle jungen Menschen zu einem qualifizierten Berufsabschluss zu bringen und die berufliche Ausbildung als Rückgrat der Fachkräftesicherung zu stärken.

- Aktuell 353 Jugendberufsagenturen (JBA) begleiten rechtskreisübergreifend die jungen Menschen am Übergang von der Schule in den Beruf.
- Im Rahmen der neuen Ausbildungsgarantie stehen unterschiedliche Förder- und Unterstützungsmöglichkeiten für junge Menschen auf dem Weg zum Berufsabschluss zur Verfügung.

Wo stoßen Sie dabei an Grenzen und wie oder mit wem gemeinsam ließen sich diese überwinden?

Eine Herausforderung sind die nach wie vor bestehenden Disparitäten am Ausbildungsmarkt. Betrieben fällt es in zahlreichen Branchen und Regionen zunehmend schwer, ihre Ausbildungsplätze zu besetzen. Gleichzeitig gelingt einem Teil der Jugendlichen der Übergang von der Schule in die Ausbildung nicht oder werden Ausbildungsverträge vorzeitig gelöst.

Um angesichts des demografischen Wandels Fachkräfte zu sichern, sind Arbeitgeber:innen gefordert, auch „Talente auf den zweiten Blick“ eine Chance zu geben und denjenigen eine betriebliche Ausbildung anzubieten, die zunächst nicht als Top-Bewerber:innen erscheinen. Dabei unterstützt die Bundesagentur für Arbeit mit individuellen Förderangeboten, um Hemmnisse abzubauen und die Ausbildung zum Erfolg zu führen.

Auch die jungen Menschen sind gefordert, sich bei ihrer Ausbildungssuche breiter aufzustellen und berufliche sowie regionale Alternativen einzubeziehen. Die Berufsberatung hilft bei der Erweiterung des Berufswahlspektrums und berücksichtigt dabei sowohl die Interessen und Stärken als auch das Angebot am Ausbildungsmarkt.

Damit niemand am Berufseinstieg verloren geht und junge Menschen ohne konkrete berufliche Anschlussperspektive weitere Angebote zur beruflichen Beratung und Orientierung erhalten, soll der Datenaustausch zwischen Schule und der Bundesagentur für Arbeit verbessert werden. Hier wirkt die BA darauf hin, dass möglichst alle Bundesländer von den Möglichkeiten der Datenübermittlung des § 31a SGB III Gebrauch machen.

Statement von Anne Rolvering

Was ist aus Ihrer Perspektive die größte Hürde, die den Übergang vieler Jugendlicher mit niedriger Schulbildung in eine Ausbildung erschwert?

Als Bildungsstiftung schauen wir auf das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen entlang der gesamten Bildungskette, also von der Kita über die Schulzeit bis ins Erwachsenenalter. Aus meiner Sicht steht die größte Hürde für die Jugendlichen, über die wir hier sprechen, weit vor dem Übergang von der Schule in eine Ausbildung.

Um im Bild zu bleiben, könnte man auch sagen: Der Übergang ist zwar die Hürde, aber er ist nicht das Problem. Vielmehr sind es die unfairen Trainings- und Wettkampfbedingungen. Sie führen dazu, dass ein Teil der Jugendlichen mit zu wenig Schwung, schlechter Technik und vor allem ohne Zuversicht und Selbstvertrauen am Übergang in eine Ausbildung ankommt. Wir reden also nicht über Talent oder individuelle Voraussetzungen. Wir müssen uns fragen, warum wir es als Gesellschaft nicht schaffen, allen Kindern und Jugendlichen die Ausrüstung und die Unterstützung mit auf den Weg zu geben, damit sie diesen wichtigen Übergang erfolgreich bewältigen können.

Wie können Sie mit Ihrer Stiftung dazu beitragen, die Ausbildungschancen dieser Jugendlichen in Zukunft zu verbessern?

Die Qualität unseres Bildungssystems beweist sich an Rändern. Deshalb schauen wir nicht nur auf die einzelnen Institutionen und Bildungsbereiche, sondern nehmen insbesondere die Schnittstellen und Übergänge in den Blick. Wir setzen uns auch dafür ein, dass vor allem Kinder und Jugendliche in benachteiligten Lebenslagen faire Bildungs- und Teilhabechancen erhalten.

Beide Aspekte sind für die Ausbildungschancen von Jugendlichen mit niedriger Schulbildung entscheidend – etwa wenn es darum geht, die Potenziale von Schule und Jugendhilfe miteinander zu verknüpfen. Wir müssen die Unterstützungsangebote von den Stärken und Lebensrealitäten junger Menschen aus denken – und nicht von Zuständigkeiten. Wichtig ist auch die Initiierung von Kooperationen und Netzwerken, in denen Menschen mit unterschiedlichen Professionen, Kompetenzen und Rollen zusammenarbeiten.

Als operative Stiftung besteht ein Großteil unserer Arbeit darin, gemeinsam mit Menschen aus Praxis, Wissenschaft, Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft wirksame Ansätze zu entwickeln, zu erproben und in die Breite zu tragen. Mindestens genauso wichtig ist es für uns aber, dass wir auf bestehende Probleme aufmerksam machen, Veränderungswillen und Handlungsmut wecken und neue Bündnisse schmieden. Das wollen wir beispielsweise mit der vorliegenden Publikation erreichen.

Wo stoßen Sie dabei an Grenzen und wie oder mit wem gemeinsam ließen sich diese überwinden?

Die Tatsache, dass die Übergangsprobleme für Jugendliche ohne oder mit Hauptschulabschluss nicht neu sind, ist eine Grenze. Als wir vor einigen Jahren begonnen haben, uns als Stiftung intensiver mit dem Thema zu befassen, sind wir vielen Menschen begegnet, die sinngemäß gesagt haben: „Wir wissen das alles, wir arbeiten seit 20 Jahren daran, aber wir können es nicht lösen.“

Wir nehmen solche Rückmeldungen sehr ernst und wissen natürlich, dass wir nicht mit einem Schlag alle Probleme lösen werden. Aber wir sind auch nicht bereit, uns damit abzufinden, jedes Jahr Jugendliche am Übergang in eine Ausbildung zu verlieren. Und genau dafür suchen wir Verbündete aus allen Teilen der Gesellschaft, die mit uns gewissermaßen den Druck hochhalten und bereit sind, auch in dieser komplexen Gemengelage weiter nach wirksamen Ideen und Ansätzen zu suchen.

„Wir müssen uns
stärker in
die Jugendlichen
eindenken.“

Im Gespräch mit der
Jugendberufsagentur Essen

von Natalie Hurthe

Hinschauen, zuhören, begleiten, vermitteln:
Als zentrale Beratungsinstitution hat es sich die Jugendberufsagentur Essen seit 2017 zur Aufgabe gemacht, junge Menschen beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt zu unterstützen und sie darin zu bestärken, ihre (berufliche) Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. Eine Mission, die nicht immer einfach ist. Denn so individuell die Jugendlichen, so unterschiedlich sind auch die Problemlagen.

Was braucht ein junger Mensch, um nach der Schule nicht ohne eine Anschlussperspektive dazustehen? Mit dieser Frage beschäftigen sich bundesweit über 300 Jugendberufsagenturen.¹ Sie alle verfolgen das Ziel, die Integrationschancen von jungen Erwachsenen in die Berufswelt und in die Gesellschaft mit konkreten Beratungs- und Vermittlungsangeboten zu verbessern. Eine von ihnen ist die Jugendberufsagentur Essen. Gegründet wurde sie im Jahr 2017, um Kräfte zu bündeln und eine zentrale Anlaufstelle für junge Menschen in der Stadt darzustellen. Dabei bietet sie feste Ansprechpartner:innen, die sich den individuellen Fragen, Herausforderungen und Problemen der Jugendlichen annehmen. Insgesamt haben sich hier verschiedene Einrichtungen zusammengeschlossen: das Jobcenter Essen, die Agentur für Arbeit, das Jugendamt und der Fachbereich Schule der Stadt Essen. Bei Letzterem handelt es sich in erster Linie um den Bereich Bildungsberatung und die Kommunale Koordinierungsstelle der landesweiten Initiative „Kein Abschluss ohne Anschluss“ (KAoA).

Geballte Expertise und eine rechtskreisübergreifende Zusammenarbeit – ein Vorhaben, das heute gut funktioniert. „Früher hat jeder nur in seinem Rechtskreis gearbeitet, da wurde nicht nach links oder rechts geschaut“, erklärt Sandra Oberender. Sie ist Team- und fachliche Leiterin der Jugendberufsagentur im SGB II – dem Jobcenter Essen – und damit verantwortlich für die Jugendlichen und Erwachsenen unter 25 Jahren. Dieser Ansicht schließt sich Agnes Hugo an. Die Leiterin der Fachstelle Schule und Beruf und der Kommunalen Koordinierungsstelle KAoA ergänzt, man spüre den Willen aller, gemeinsam etwas für die Jugendlichen in Essen tun zu wollen – und zu vermeiden, dass diese in unnötigen Warteschleifen hängen bleiben.

Vielschichtige Probleme

Knapp 10 Prozent aller Schulabgänger:innen in Essen waren nach Erfüllung der Vollzeitschulpflicht im Sommer 2022 vorerst ohne Anschlussperspektive – so das Ergebnis einer umfassenden Lehrkräftebefragung an allen Schulformen in Essen durch die Bezirksregierung Düsseldorf. Schulabsenz, psychische und gesundheitliche Probleme, fehlende Elternunterstützung, mangelnde Kooperationsbereitschaft und Motivation, Ängste, Überforderung, aber auch vereinzelte Haftantritte: Die Gründe und Probleme sind individuell und vielschichtig, zudem oftmals nicht auf Anhieb ersichtlich. „Man bekommt viele schlimme Schicksale mit. Viele Jugendliche haben noch nie groß Unterstützung von jemanden bekommen – klar verzweifeln sie irgendwann. Sie sind dann eben mit dem ganzen System überfordert“, erläutert Sandra Oberender und betont: „Die Gesellschaft stempelt manchmal lieber ab, als genauer hinzuschauen oder Hilfestellungen anzubieten.“ Doch gerade diese brauche es. „Es gibt keinen jungen Menschen, der nicht auch ein Ziel erreichen kann. Man muss nur genau draufschauen, warum diese jungen Menschen bisher gescheitert sind“, so die Teamleiterin.

Scheitern – ein Wort, das unterschiedlichste Emotionen hervorruft, zumeist negative. Viele Menschen, darunter auch Jugendliche, verbinden damit einen Misserfolg, eine Niederlage. „Wenn man als junger Mensch oft scheitert, sind psychische Probleme ein großer Bestandteil. Wenn diese jungen Menschen denken: ‚Ach, ich schaffe sowie nichts, dieses oder jenes hat wieder nicht geklappt‘, dann macht das viel mit diesen jungen Menschen“, berichtet Sandra Oberender. Probleme anzuerkennen und diese offen zuzugeben, sei für viele junge Menschen eine große Herausforderung, ein Tabu. Viele Angebote der Jugendberufsagentur Essen würden daher auch unbesucht bleiben.

„Multiproblemlagen“ ist ein Begriff, den Sandra Oberender im Gespräch mehrmals nennt und der die Situation gut beschreibt. Es sei die Summe an Problemen, die dazu führe, dass bei den jungen Menschen irgendwann das Gefühl einsetze, dass berufliche Zukunft „eigentlich total egal ist“, ergänzt Agnes Hugo. Die Jugendlichen hätten eben ganz andere Probleme zu meistern.

Auch das Elternhaus spiele mitunter eine entscheidende Rolle, wie engagiert sich ein junger Mensch mit seiner eigenen Zukunft auseinandersetzt – oder eben nicht. Das betonen Sandra Oberender und Agnes Hugo im Gespräch. Es gebe Eltern, für die sei die Schule selbst ein rotes Tuch, weil sie in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht hätten. Diese Eltern würden die eigenen Ängste oftmals auf ihre Kinder übertragen. Andere Eltern seien der Meinung, dass die schulische Bildung mehr Wert ist als eine Ausbildung. Sie drängen ihre Kinder dann zu einem höheren Abschluss, obwohl diese den gar nicht schaffen können oder wollen. Überdies seien nicht wenige Eltern selbst hilflos und würden das Übergangssystem nicht durchblicken. Aus diesen Gründen versuche man, sehr gezielt auch Formate mit den Eltern zu konzipieren, um sie einzubeziehen und ihnen ebenfalls Orientierung zu bieten, erklärt Agnes Hugo. Diese würden jedoch längst nicht flächendeckend in Anspruch genommen.

Orientierung, Beratung und gezielte Angebote

Viele Angebote wurden von der Jugendberufsagentur in den letzten Jahren auf die Beine gestellt, um die jungen Menschen in Essen zu erreichen: Schulbegleitung, Quartiers- und Elternarbeit, interaktive Formate sowie eine stärkere Präsenz auf Ausbildungsmessen, in Jugendeinrichtungen, in Bürgerzentren und auf der Straße. Erklärtes Ziel der Jugendberufsagentur ist es, bestätigt Agnes Hugo, die Angebote an verschiedenen Orten auszurichten, um insbesondere auch die Jugendlichen abzuholen, die sowohl in der Schule als auch in den Beratungszentren eher nicht (mehr) anzutreffen sind.

Eine der ersten Maßnahmen war die Schulbegleitung. An einer Haupt- und Gesamtschule in Essen setzte die Jugendberufsagentur im Jahr 2017 feste Schulbetreuer:innen als Ansprechpartner:innen für Lehrkräfte und Schüler:innen ein. In regelmäßigen Sprechstunden boten sie individuelle Beratungen an und standen für Fragen zur Verfügung. Das Konzept der Schulteams ging auf: Immer mehr Schulen zeigten Interesse an der Schulbegleitung durch die Jugendberufsagentur. Seit dem Schuljahr 2019/2020 gibt es nun Schulteams an allen Essener Schulen. Sie geben den Schüler:innen schon frühzeitig Orientierung über ihre berufliche Zukunft und unterstützen sie bei konkreten Fragen, Bedarfen und Herausforderungen.

Mit der Orientierung beginnt die Agentur für Arbeit bereits in Klasse 8. Ab der neunten Klasse bietet sie zusammen mit dem Jobcenter flächendeckende Beratungen an, in denen gemeinsam mit den Schüler:innen beleuchtet wird, wo deren (berufliche) Reise hingehen könnte. In Jahrgangsstufe 10 werden dann ganz gezielt die Schulabgänger:innen beraten – insbesondere die „Risikogruppe“. Das sind all jene Schüler:innen, die die Schule voraussichtlich ohne eine entsprechende Anschlussperspektive verlassen werden. „Eine Sprechstunde für Unversorgte“, nennt Agnes Hugo dieses Angebot. Gemeinsam soll im Rahmen einer Verantwortungskette identifiziert werden, was die Lernenden brauchen, um nicht ohne einen Anschluss dazustehen. Dafür werden konkrete Vermittlungsangebote unterbreitet, auf die sich die Partner:innen in „Kein Abschluss ohne Anschluss“ geeinigt haben. Sowohl Agnes Hugo als auch Sandra Oberender betonen, wie wichtig es ist, Angebote bereits frühzeitig anzusetzen und mit den jungen Menschen ins Gespräch zu gehen. „In der 10. Klasse ist es meistens schon zu spät, insbesondere um die Problemlagen zu beseitigen“, so Sandra Oberender.

Sorgen bereiten den beiden auch die aktuellen politischen Entwicklungen, denn dieses umfangreiche, ganzheitliche und wichtige Hilfenetzwerk mit seinem breiten Angebotsportfolio wird nun durch die bundesseitig geplanten Änderungen im SGB II in Gefahr gebracht. Besonders in Essen als Kommune mit einem JobCenter in kommunaler Trägerschaft würde die Reform zahlreiche Nachwirkungen mit sich bringen – nicht zuletzt zu Lasten genau dieser Risikogruppen.

Den Dialog fördern

„Wir müssen uns stärker in die Jugendlichen eindenken“, fordert Sandra Oberender. Denn die Welt drehe sich – und sie drehe sich sehr schnell, so die Teamleiterin. „Es hat ein großes Umdenken stattgefunden: Die jungen Menschen von heute haben andere Ansprüche und Ziele an ihr Leben und ihren Beruf“, erklärt sie. Die Wirtschaft tue sich jedoch schwer mit den sich verändernden Vorstellungen und Ansprüchen der Jugend. Dass diese oftmals eine Fünf-Tage-Woche mit acht Stunden Arbeitszeit ablehnen und stattdessen mehr Wert auf eine gesunde Work-Life-Balance legen würden, sei für einige Unternehmen nur schwer zu akzeptieren. Die Teamleiterin berichtet von den Bemühungen, die Essener Unternehmen näher an die Jugendlichen heranzubringen und einen Dialog zu fördern, um die unterschiedlichen und teils weit auseinandergehenden Vorstellungen zusammenzubringen. Es brauche neue Rahmenbedingungen, individuelle Lösungen und mehr Angebote, außerdem eine hohe Flexibilität, um vor Ort agieren zu können, erläutert Sandra Oberender. In Essen sei man damit jedoch auf einem guten Weg.

1 Vgl.: bit.ly/3ZzZjkn (Letzter Aufruf 19.07.2023)

„Unser **duales** **Ausbildungssystem** hat ein großes pädagogisches Problem.“

Im Gespräch mit
Dr. Wilfried Kruse von der
Weinheimer Initiative

von Kathleen Fietz

Dr. Wilfried Kruse ist Arbeitssoziologe, Berater und Experte für kommunale Koordinierung regionaler und lokaler Bildungssysteme. Mit der 2007 gegründeten Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative, einem bundesweiten Zusammenschluss von bildungsaktiven Städten und Kreisen, setzt er sich für die Anerkennung und Förderung dieses Ansatzes bei der Gestaltung des Übergangs von der Schule in die Arbeitswelt ein.

Der Arbeitssoziologe Wilfried Kruse ist überzeugt davon, dass Schüler:innen mit schlechten Noten vielfach gute Auszubildende wären, wenn sie nur die Chance bekämen, dies auch zu zeigen. Ein Gespräch darüber, warum viele Jugendliche beim Übergang von der Schule in die Berufsausbildung scheitern und warum das duale System dringend reformiert werden muss.

Herr Kruse, überrascht Sie die Zahl 22 Prozent?

Wilfried Kruse: Die Zahl ist tatsächlich höher, als ich geschätzt hätte. Aber sie überrascht mich nicht wirklich. Wir haben schon lange ein offensichtliches Problem am Übergang von der Schule in das Berufsleben, und durch Corona hat sich die Situation bekanntlich ja noch verschärft.

Sind Übergänge aus Ihrer Sicht per se problematisch?

Jeder Übergang birgt in sich eine Problematik, weil man immer von einer alten in eine neue biografische Situation aufbricht. Beim Übergang von der Schule in den Beruf kommt hinzu, dass die duale Berufsbildung völlig anders funktioniert als das System Schule. Außerdem stehen in dieser Zeit für Jugendliche zusätzlich viele andere Entwicklungsaufgaben an – die Adoleszenz, Pubertät und die Frage, wie sie ihren eigenen Weg gehen sollen. Es ist also eine Phase des Aufbruchs und der Verunsicherung zugleich. Eine Menge junger Menschen bringen die richtigen Ressourcen dafür mit, dass sie mit Übergängen gut fertig werden. Aber es gibt eben auch jene, die große Schwierigkeiten damit haben.

Welche Jugendlichen haben vor allem Schwierigkeiten beim Übergang von der Schule in den Beruf?

Eine entscheidende Frage dabei ist: Wie viel Zeit habe ich, um mich auszuprobieren? Da herrschen starke soziale Ungleichheiten. Es gibt junge Erwachsene, die sich sehr viel Zeit lassen und viel ausprobieren können. Andere wiederum stehen unter einem

hohen Druck, weil sie es sich – sozial und ökonomisch – nicht leisten können, lange herumzuexperimentieren. Sie kommen aus Familien, die darauf angewiesen sind, dass die Jugendlichen möglichst bald Geld nach Hause bringen. Gleichzeitig gibt es kulturell-soziale Normen. So sagen einige Eltern zum Beispiel: Du als Junge musst schnell eine Arbeit finden.

„Die Auswahlpolitik der Betriebe schließt auch Jugendliche aus, die wunderbare Auszubildende wären.“

Warum lehnen Betriebe so viele Bewerbungen ab, wenn sie doch händeringend Nachwuchs suchen?

Betriebe schätzen anhand von Abschlussnoten, dem Ruf einer Schule sowie dem Eindruck aus einem Vorstellungsgespräch ein, ob ein:e Bewerber:in in den Betrieb passt und ob sie ihr/ihm zutrauen, die Ausbildung zu bewältigen. Die Unternehmen wollen dabei kein Risiko eingehen. Das ist nachvollziehbar, denn eine Ausbildung ist für sie ein erhebliches Investment. Es gibt viele – vor allem kleinere – Unternehmen, die sich aufgrund ihrer ökonomischen Lage eine Fehlinvestition überhaupt nicht leisten können. Aber diese gängige Auswahlpolitik der Betriebe schließt auch Jugendliche aus, die wunderbare Auszubildende und später großartige Fachkräfte wären. Von dieser Auslese sind insbesondere Jugendliche betroffen, die

in der Schule Probleme haben oder sich mit schulischem Lernen schwertun, die in Kernfächern nicht besonders super sind, die die deutsche Sprache vielleicht nicht gut können oder die relativ arbeitsweltfern sind. Es sind also gerade diejenigen, die eh schon am Rand oder im Abseits stehen – und genau für diese jungen Menschen wäre eine praktische, berufliche Ausbildung eine ganz wichtige Option.

Aber auch die Zahlen der Bewerber:innen sinken. Wie ist das zu erklären?

Die große Hürde, einen Betrieb zu finden, der bereit ist, sie auszubilden, wirft ihre Schatten weit voraus. Gleichzeitig entsteht ein subjektiver Selbstverzicht, das heißt, viele Jugendliche, die damit rechnen müssen, keinen Ausbildungsplatz zu bekommen, geben schon im Vorfeld oder nach wenigen erfolglosen Bewerbungen auf. Bei diesen Jugendlichen hat sich sozusagen eine kollektive Erfahrung von Benachteiligung abgelagert.

Wie entsteht diese kollektive Benachteiligung?

Die Jugendlichen sind in ihrem Umfeld meist nicht die einzigen, die bei Bewerbungen scheitern. Möglicherweise hatten Freund:innen oder Geschwister bereits Probleme, oder der Vater sitzt vielleicht arbeitslos zu Hause. So entsteht bei diesen Jugendlichen der Eindruck: In dieser Gesellschaft habe ich sowieso keine Chance; es hat gar keinen Zweck, dass ich mich bemühe. – Diesen Mechanismus müssen wir sehr ernst nehmen. Er führt zu sozialer Ausgrenzung, die sich verfestigt und für unsere Gesellschaft sehr gefährlich ist.

Wo müssen Änderungen ansetzen? In der Schule? Oder in den Betrieben?

Es gibt hier kein Entweder-Oder. Die Betriebe sagen, die allgemeinbildenden Schulen seien schuld. Und ja, eine Menge würde viel besser laufen, wenn Schule die Jugendlichen stärker empowernt, wenn sie Schüler:innen in ihren individuellen Fähigkeiten ernst nehmen und das Gewicht nicht so sehr auf die Kernfächer legen würde. Gäbe es mehr gute Betriebspraktika, die nicht abtörnen, sondern motivieren, wären die Voraussetzungen besser. Das ist völlig klar und nicht neu. Aber ich halte nichts davon, den Schwarzen Peter immer nur den Schulen zuzuschieben und die Unternehmen aus der Verantwortung zu lassen.

„Betriebe verfügen über etwas, das die Schule immer nur simulieren kann: die Ernstsituation ‚Praxis‘.“

Sondern?

Es geht vielmehr um die Frage: Warum wird das Potenzial der Berufsausbildung so wenig genutzt? Ich glaube, dass wir nur weiterkommen, wenn es einen richtig kräftigen pädagogischen Reformansatz im dualen System gibt. Die Betriebsleitungen müssen wirklich ernst nehmen, was sie in jeder Sonntagsrede über betriebliche Ausbildung erzählen, nämlich dass praktisches Lernen etwas anderes ist als schulisches. Sie müssen

das Lernpotenzial, das sie in der Hand haben, offensiver nutzen.

Welches Potenzial meinen Sie genau?

Betriebe verfügen über etwas, das die Schule nur simulieren kann: die Ernstsituation „Praxis“. Im Betrieb spielt es eine ganz reale Rolle, wie gut Auszubildende ihre Aufgaben bewältigen und ob sie zuverlässig mit Kolleg:innen zusammenarbeiten. Hier machen sie die wichtige Erfahrung: Es kommt wirklich auf das an, was ich tue! Ich bin wichtig! – Hier geht es um eine ganz andere Form von Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein. Erst in der Ausbildung sind die Fähigkeiten der jungen Menschen wirklich erkennbar, weil sie sich in einem anderen sozialen Rahmen bewegen, wo das, was sie können und was sie lernen können, in einer anderen Weise bewertet wird.

Angenommen ich mache eine Ausbildung zum Maler und mein Ausbilder sagt: Berechne mal den Rauminhalt des Zimmers, das wir streichen müssen! Davon hängt dann ab, wie viel Farbe bestellt wird. – Das ist etwas völlig anderes als abstrakte Geometrie in der Schule. Hierin liegt das große Potenzial der betrieblichen Ausbildung. Ich kenne sehr viele Beispiele von Jugendlichen, die in der Ausbildung weit über das hinausgewachsen sind, was man ihnen anfangs zugetraut hat. Aber damit diese Jugendlichen überhaupt eine Chance haben, muss die Ausbildung pädagogisch vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Das zentrale pädagogische Problem liegt nicht im Übergang, sondern im dualen Ausbildungssystem selbst. Das soll in keiner Weise so missverstanden werden, dass die Berufsschule zweitrangig ist. Im Gegenteil:

Sie muss aufgewertet werden. Auch angesichts der veränderten Anforderungen in der Arbeitswelt ist es erforderlich, dass Betrieb und Berufsschule auf Augenhöhe pädagogisch kooperieren.

„Es braucht dringend eine stärkere und bessere pädagogische Kooperation zwischen Berufsschule und Ausbildungsbetrieb.“

Was genau muss reformiert werden?

Neben einem anderen Auswahlverfahren braucht es dringend eine stärkere und bessere pädagogische Kooperation zwischen Berufsschule und Ausbildungsbetrieb. Die gibt es derzeit vielleicht formal, aber praktisch existiert sie zu selten. Ganz wichtig wären Fragen wie „Wie wichtig ist das, was die Jugendlichen im Betrieb machen, für den beruflichen Unterricht?“, „Welche Rolle spielen die betrieblichen Erfahrungen in der Berufsschule?“ und umgekehrt „Wie wende ich das in der Berufsschule Gelernte im Betrieb an?“. Wenn eine Berufsschule mit einem Unternehmen pädagogisch kooperieren würde, wenn außerbetriebliche Agenturen Jugendliche unterstützen und die Kammern ihre Ausbildungsberater:innen nicht nur punktuell, sondern begleitend einsetzen würden, dann könnten Unternehmen bei der Auswahl von Auszubildenden auch mehr Risiken eingehen.

Wie könnte das gelingen?

Das System ist strukturell festgefahren, aber vom Grundsatz her sind die Voraussetzungen dafür vorhanden. Es gibt gute Betriebe, es gibt engagierte Ausbilder:innen, es gibt tolle Berufsschullehrer:innen, es gibt Modellversuche, von denen man lernen könnte. Man muss all das nur nutzen. Wenn unser duales Ausbildungssystem, auf das Deutschland so stolz ist, nicht weiter an Prestige verlieren und zusammenschrumpfen soll, dann muss man sich auf seine wirkliche Stärke – die systematische pädagogische Kooperation zwischen dem praktischen Lernort, dem Betrieb, und der Berufsschule – besinnen und diese ausbauen. Nur dann bleibt das duale Ausbildungssystem zukunftsfähig und kann für einen ausreichenden Fachkräftenachwuchs sorgen.

Hingehört!

Das sagen junge Menschen

Ich konnte es auf der anderen Schule nicht mehr aushalten. Meine Eltern wollten nicht, dass ich die Schule wechselte. Was habe ich dann gemacht? Ich habe angefangen, nicht mehr zur Schule zu gehen. Und ich habe immer Stress gemacht mit den anderen Schülern. Ich wollte, dass sie mich selbst rausschmeißen.

Amira, 18 Jahre*

Ich glaube schon, dass ich eine Ausbildung schaffen kann. Wenn man aber immer überall hört, man kann das nicht, man schafft das nicht, du bist nicht so schnell wie andere, dann fühlt man sich einfach nur noch doof. Ich bin traurig und habe Angst mich zu öffnen oder neue Dinge anzugehen, weil ich immer denke, die stempeln mich eh alle sofort ab. Man redet sich das selbst irgendwann ein, dass ich eh nichts kann.

Mayla, 21 Jahre*

Wenn uns die Arbeitswelt nicht wie Knete behandeln würde, dann würden viele richtig gute Arbeit leisten können. Wir sind nun mal nicht wie Knete, die man formen kann, wie man will. Ich kann nicht alles, aber ich möchte unbedingt arbeiten und gut sein. Und vieles kann ich auch richtig gut. Ich wäre total dankbar, wenn ich mehr akzeptiert werden würde und endlich eine ehrliche Chance bekäme.

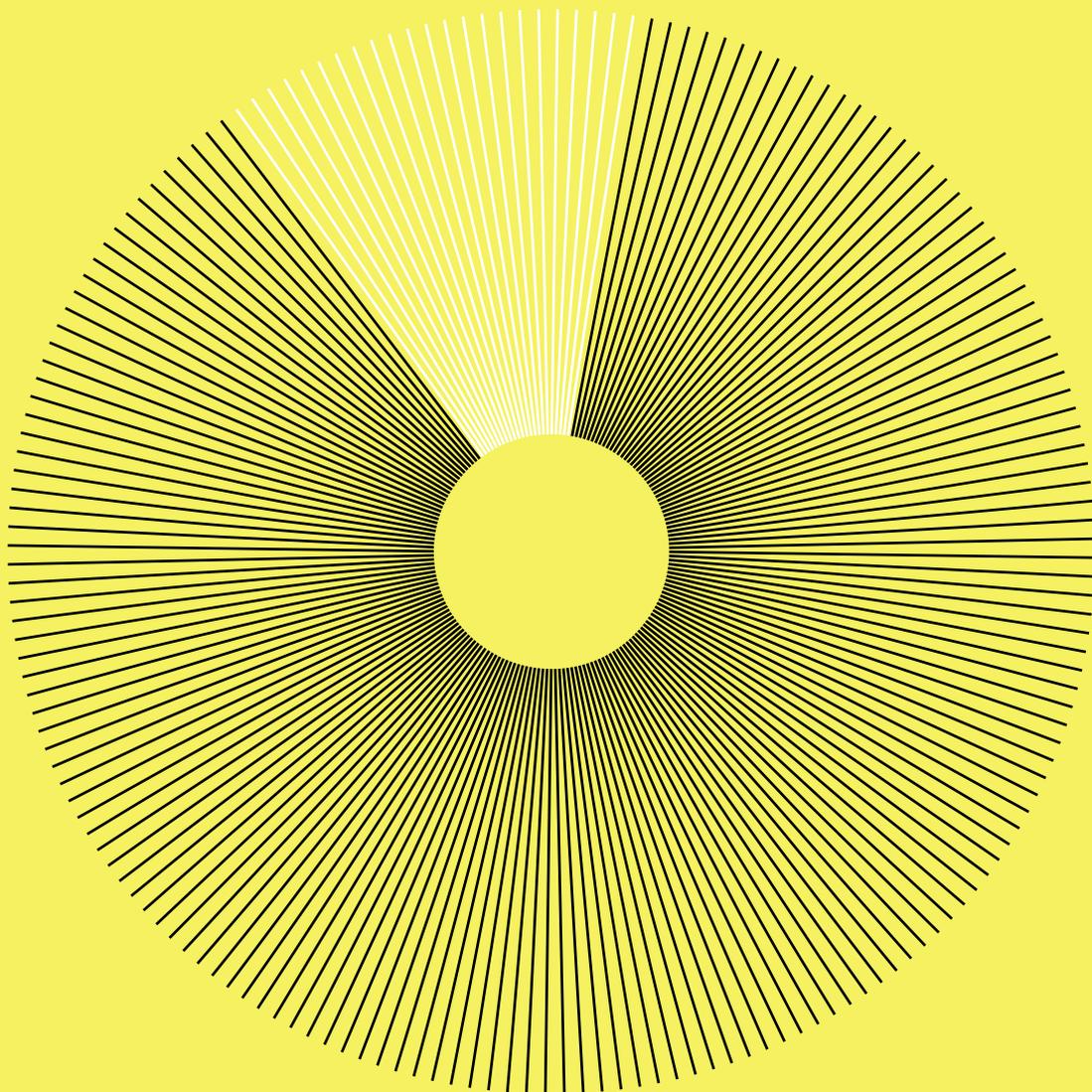
Juli, 21 Jahre*

Es gibt bei Berufen so viele Möglichkeiten, so viel Auswahl. Es gibt auch so vieles, da hat man gar keine Ahnung, dass es das gibt und dass das geht. Da braucht man einfach jemanden, der mal draufguckt und Tipps gibt.

Jonathan, 18 Jahre*

Weil eine Lehrerin weggegangen ist, wurden unsere Klasse auf die anderen aufgeteilt und da hatte ich dann Stress mit einem anderen und musste die Klasse wieder wechseln. Irgendwann auch die Schule. Ich fühle mich immer, als wären ich hin- und hergereicht, auch beim Praktikum und den Maßnahmen. Ich bin einfach nicht gut genug, glaube ich.

Edgar, 18 Jahre*



87% Mut

87 Prozent der jungen Menschen, die durch JOBLINGE in eine Ausbildung vermittelt wurden, sind auch sechs Monate nach Ausbildungsbeginn noch in dieser Anstellung. Das zeigt: Individuelle Unterstützung kann nachhaltig wirken und Biografien positiv verändern. In diesem Kapitel geht es um Strukturen, Institutionen und vor allem Menschen, die Mut machen und (Zukunfts-)Perspektiven eröffnen.

Verändern **Narrative** die Welt?

von Dr. Sebastian Jarzebski

Dr. Sebastian Jarzebski ist Kommunikationsberater und Politikwissenschaftler. Seit 2022 verantwortet er als Vorstand der Kommunikationsagentur neues handeln die strategische Beratung von Bundes- und Landesministerien, nachgeordneten Behörden und Verbänden. Darüber hinaus beschäftigt er sich intensiv mit politischer Kommunikation und (politischen) Narrativen.

Wir alle leben und teilen Narrative. In der Art, wie wir erzählen, zeigen sich unsere Moral und unsere Werte. Immer häufiger scheint sich jedoch der Eindruck aufzudrängen, wir bräuchten dringend neue Narrative, um mehr Gerechtigkeit zu schaffen, mehr Empathie, mehr Chancen. Aber, haben Narrative wirklich eine so große Wirkmacht und können neue Erzählungen auch neue Tatsachen schaffen?

Ist alles nur noch Erzählung?

Nichts verfängt mehr als eine Geschichte. Besonders gut ist es, wenn sie direkt aus unserem Umfeld stammt und ihre Quelle nicht erst verifiziert werden muss, sondern durch eine Beziehung bereits einen hohen Wahrheitsanspruch mit sich bringt. Dann sind wir sofort dabei und ganz gespannt, wenn es heißt: „Ich muss dir was erzählen.“ Was auf diesen Gesprächseinstieg folgt, sind Erzählungen – Erzählungen aus dem Alltag, die, gespickt mit Beispielen und anekdotischer Evidenz, Sinn vermitteln (sollen). Dann heißt es etwa: „Du glaubst nicht, was ich gerade wieder für Bewerbungen bekomme – da sitzt kein Komma.“ Und im gleichen Atemzug wird beklagt: „Wir brauchen dringend neue Auszubildende. Gute Leute sind heute so schwer zu finden. Gegen den Fachkräftemangel muss die Politik jetzt endlich etwas unternehmen.“

Wir alle kennen sie – die Geschichten, aus denen wir uns die Gegenwart formen. Als „Narrative“ sind diese alltäglichen Erzählungen heute in aller Munde. Durch das Erzählen tragen wir Sinn in die Welt und schaffen so Deutungsmuster, die wir als Narrative bezeichnen. Dabei ist es ganz unerheblich, ob wir es mit kunstvollen, metaphorisch aufgeladenen Sprachgebilden zu tun haben oder ob wir unserem Gegenüber „nur“ vom letzten Schultag, von den neuen Bewerber:innen oder von einem Zeitungsartikel erzählen, der uns bewegt hat. Alle diese kleinen und größeren Erzählungen bilden ein Geflecht, das wir Diskurs nennen. Dieser Diskurs ist vielstimmig und in einem hohen Maße undurchsichtig. Denn er besteht aus zahlreichen parallel verlaufenden, sich überlappenden, widersprechenden, miteinander verwobenen, sich aufeinander beziehenden Erzählsträngen. In diesem Gewirr treten immer wieder dominante Erzählstränge hervor und entfalten als Narrative ihre Wirkung. Sie sind dann greifbar, lassen sich rezitieren und werden zu Elementen, auf die wir zurückgreifen können, wenn wir anderen und uns selbst Phänomene erklären wollen. So kurz, so kompliziert.

Wenn wir uns gegenwärtig die Presse- und Kommunikationslandschaft anschauen, dann drängt sich der Eindruck auf, wir alle bräuchten „neue Narrative“. Doch kann das angesichts der Komplexität und Vielstimmigkeit von gesellschaftlichen Erzählungen wirklich funktionieren? Und sind Narrative überhaupt zugänglich für eine strategische, bewusste Nutzung? Um sich diesen Fragen annähern zu können, ist es hilfreich, zunächst noch einmal etwas tiefer in die Materie einzutauchen und versuchen zu verstehen, was Narrative sind und wie sie ihre Wirkung entfalten.

Was sind Narrative?

Für den Begriff des Narrativs gibt es zahlreiche Definitionsversuche. Die meisten arbeiten dabei mit einem literatur- und kulturwissenschaftlichen Vokabular. Das ist nicht weiter verwunderlich, schließlich beschäftigen sich die Literaturwissenschaften schon lange mit – in erster Linie fiktionalen – Erzählungen. Mit der Zeit begannen sich jedoch auch die Sozialwissenschaften für das Konzept der Erzählung zu interessieren, da sie hierin eine Möglichkeit sahen, die Vielschichtigkeiten und Kontingenzen von Diskursen in einem neuem Licht zu betrachten. Eine der eingängigsten, weil noch sehr oberflächlichen Definitionen, hat der Literaturwissenschaftler Martin Kreiswirth ins Spiel gebracht. „Something happened; or, better, someone telling someone else that something happened. This, according to some, may be the most minimal and general way

to conceive of narrative, an issue that has its own story" (Kreiwirth 2000: 294). Dabei drängt sich die Frage auf, woraus diese Stories eigentlich bestehen. Was sind Narrative und wie können wir sie erkennen? Um diese Fragen beantworten zu können, müssen wir die drei Kernelemente gesellschaftlicher Narrative betrachten: Metaphern, Rollen und Konfiguration.

Metaphern

Metaphern können als „kontroverses Phänomen zwischen Sprache und Denken“ (Kohl 2007: 99) verstanden werden. Sie sind der sprachliche Kern von Narrativen. Wichtig ist, dass wir hier von einem sehr weiten Metaphernverständnis ausgehen müssen – die Sprachwissenschaftler:innen mögen diese Unschärfe verzeihen. Metaphern meint hier in erster Linie Sprachbilder, also diejenigen Elemente eines Narrativs, die wir unmittelbar auf Textebene erkennen können. Wenn es etwa heißt „Wir brauchen jeden und jede, gerade in Zeiten des Fachkräftemangels“, dann ist der Fachkräftemangel hier die Leitmetapher der Erzählung. Um diese Leitmetaphern herum entstehen unterschiedliche Erzählstränge, die sich in ihrem vielstimmigen Gewirr zu dem strukturieren, was wir „Narrative“ nennen.

Rollen

Neben den Metaphern braucht es auch Rollen innerhalb und außerhalb der Erzählung – Protagonist:innen und Antagonist:innen. So macht es einen großen erzählerischen Unterschied, ob der Fachkräftemangel als Movers in Szene gesetzt und damit personifiziert wird oder ob wir die jungen Menschen selbst ins Zentrum unserer Erzählung stellen. Es macht einen Unterschied, ob wir menschenleer von Transformationen, Teilhabe, Chancen, Aufstieg und Co. sprechen oder ob wir konkret benennen, wie dies für junge Menschen mit niedriger Schulbildung zu realisieren ist. In den Rollen einer Erzählung bricht sich, ob wir mit oder über Menschen sprechen, ob wir ihnen Agency zuweisen oder sie zu Diskursobjekten degradieren. Gleichzeitig nehmen die Rollen auch bei Sender:innen und Empfänger:innen einer Erzählung eine Funktion ein: Wie sprechen wir als Sender:innen zu unseren Zuhörer:innen, und welche Rolle weisen wir ihnen zu?

Konfiguration

Mit Konfiguration beschreiben wir die zentrale Operation des Erzählens. Hier werden Metaphern mit Rollen in Beziehung gesetzt und hier wird über Start- und Schlusspunkt der Erzählung der normative Charakter des Narrativs vorbestimmt. Denn es macht einen Unterschied, ob wir den Beginn von schlechten Übergangschancen in der zunehmenden Akademisierung seit den 1970er-Jahren sehen oder ob wir die Gründe dafür in wirtschaftlichen Systematiken des Arbeitsmarkts suchen. Die Konfiguration setzt unterschiedliches Geschehen zueinander in Beziehung und lässt so eine als Handlungsablauf erkennbare Erzählung entstehen.

Show, don't tell

Die zentrale Frage rund um Narrative lautet dieser Tage: Wie können wir erfolgreich erzählen? Wie können wir mit unseren Anliegen durchdringen? In diesen Fragen zeigt sich ein grundsätzliches Missverständnis in Bezug auf Narrative: Viel zu oft werden sie noch als strategisches Werkzeug verstanden. Erfolgreiches Erzählen gelingt jedoch nicht durch das Zusammenrühren geheimer Zutaten, die nur richtig eingesetzt zum Erfolg führen. Nicht nur in einem kommunikativen Sinne ist „Erfolg“ ein extrem vielschichtiger Begriff, sondern es lassen sich auch angesichts hochgradig kontingenter und vielstimmiger Kommunikationsprozesse nicht alle Faktoren kontrollieren. Wir müssen also jenseits von Strategie und Erfolg nach Wegen suchen, die uns Narrative aufzeigen können.

Narrative können uns vor allem dann helfen, wenn wir sie als Reflexionsinstrument nutzen. Mithilfe von Narrativen können wir Diskurse sowie kommunikative Chancen und Herausforderungen besser verstehen. Sie helfen uns zu hinterfragen, ob wir die richtige Sprache für unsere Zielgruppen gefunden haben, indem wir die Metaphern und Sprachbilder unserer Gegenüber untersuchen. Wenn wir wissen, wie die Menschen über Themen sprechen, wissen wir besser, wo sich geteilte Narrative und damit geteilte Wahrheiten verbergen. So muss man sich beispielsweise fragen, in welchen Gruppen der Fachkräftemangel als thematischer Aufhänger und metaphorische Rahmung unseres Themas – den Chancen junger Menschen mit geringen Bildungsabschlüssen – verfängt und wo es eher um Gerechtigkeit, Integration oder sogar Gleichheit gehen sollte. Eine Analyse der eigenen Erzählformen hilft uns auch

dabei, die Rollenerwartungen und -gewohnheiten der einzelnen Akteur:innen besser zu verstehen und zu sehen, welchen Platz ihnen unsere Erzählungen zuweisen. Sind junge Menschen in diesem Sinne Objekte einer erzählten Welt, in die wir sie kommunikativ stellen, oder haben sie eine eigene Stimme und kommen sie als handelnde Subjekte in unseren Erzählungen vor? Schließlich zeigen sich in unseren Narrativen unsere Absichten und Ziele über die Art und Weise, wie wir Geschehnisse erzählerisch zu einer Einheit formen, wo wir Anfang und Ende setzen. Sehen wir den Anfang der Probleme also im „Geburtsfehler“ des bildungspolitischen Föderalismus, der häufig genug als Wurzel des Übels ausgemacht wird, oder verstehen wir die Probleme als folgerichtige Konsequenzen einer Austeritätspolitik, die soziale Aspekte der Marktwirtschaft vernachlässigt hat?

Bevor wir uns auf die Suche nach neuen Narrativen über die Ungesehenen am Übergang Schule-Ausbildung begeben, sollten wir also die eigenen Sprechweisen kritisch in den Blick nehmen: Welche Muster bedienen wir heute? Und wie sprechen wir ganz alltäglich über Aufstiegschancen und vor allem über junge Menschen mit niedrigen Schulabschlüssen? Über eine solche Reflexion entsteht ein besseres Bild von der eigenen Mission: Wo wollen wir hin? Welche Pfade wollen wir dafür gehen? Und wen wollen wir auf dem Weg mitnehmen?

Neue Narrative zu bemühen, bedeutet vor allem, die eigene Mission zu kennen. Damit neue Kommunikation glaubhaft werden kann, muss ihr neues Handeln vorangehen. Hier hilft die alte narrative Technik „Show, don't tell.“ Zeige, was du veränderst, erzähle nicht nur davon. Denn nur über individuelle Handlungen können systemische Veränderungen angestoßen werden. Genau so funktionieren auch Erzählungen. An ihrem Anfang stehen neue Impulse, entstanden meist in Mikro-Situationen des Alltags. Wenn sie dann mit der Erfahrungswelt der Rezipient:innen harmonieren, gibt es die Chance darauf, dass sie aufgegriffen und weitererzählt werden. Erst durch die Vielstimmigkeit entstehen dann neue Narrative, die sich verfestigen und uns als Orientierungspunkte dienen. Show, don't tell! Zeigt, wie es anders geht, erzählt nicht nur darüber!

Mut zum **Wandel** — Wie Hamburg die **Ausbildungschancen** benachteiligter Jugendlicher verbessert

Im Gespräch mit Dr. Sandra
Garbade und Hartmut Sturm
vom Hamburger Institut für
Berufliche Bildung

von Fabian Kreß

Vor zwölf Jahren hat der Stadtstaat einen radikalen Wandel vollzogen, um wieder mehr Jugendliche in Ausbildung zu bringen. Heute trägt diese Reform Früchte. Maßgeblich daran beteiligt: das Hamburger Institut für Berufliche Bildung.

Erfolgsgeschichten beginnen nicht selten in einer echten Notlage – so wie im Schuljahr 2009/2010 in Hamburg. Nachdem sie die 10. Klasse verlassen hatten, wussten damals rund 8.000 junge Menschen nicht, wohin ihre berufliche Reise gehen sollte. Es waren die Zeiten von Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) und ausbildungsvorbereitemdem Jahr (AVJ) – und es waren Zeiten, in denen vorausgesetzt wurde, dass Jugendliche mit 16 oder 17 bitte schön wissen, was sie werden wollen.

Hartmut Sturm vom Hamburger Institut für Berufliche Bildung (HIBB), damals Berufsschullehrer in Hamburg-Eidelstedt, erinnert sich: „Diese ohnehin oft benachteiligten Jugendlichen wussten überhaupt nicht, was Beruf ist oder wohin sie ihr Weg mal führen könnte. Und mit der damaligen Form der Berufsvorbereitung haben wir im Grunde ihr Scheitern besiegelt.“ Eine Woche Schulunterricht, dazu mal ein paar Stunden an der Hobelbank oder in der Metallwerkstatt der Schule – etwas Sinnloseres, so Sturm, könne er sich heute kaum vorstellen.

Raus in die echte Arbeitswelt

Veränderung musste her – und zwar dringend. Gemeinsam mit zwei anderen Hamburger Berufsschulen tüftelten Hartmut Sturm und seine Kolleg:innen an einer Idee: Wir öffnen den hermetischen Schulbetrieb für die Jugendlichen in den Vorbereitungsklassen, begeben uns hinaus in die betriebliche Wirklichkeit und versorgen die Jugendlichen mit echten Praktikumsplätzen, anstatt weiter zu versuchen, sie in der Schule oder in fiktiven Lern-Firmen auf die Arbeitswelt vorzubereiten.

Mit diesem Ansatz und dem 2007 gegründeten Hamburger Institut für Berufliche Bildung (HIBB) im Rücken starteten die drei Schulen in eine Pilotphase. Dies war gleichsam der Ursprung für eine bahnbrechende Berufsbildungsreform, denn die sogenannten teilqualifizierenden Schulen sollten in Hamburg bereits wenig später abgeschafft und durch eine dualisierte Ausbildungsvorbereitung ersetzt werden. Schon in dieser Pilotphase war die gute Kooperation mit Hamburger Betrieben eine wichtige Gelingensbedingung, denn es wurden ausreichend betriebliche Praktika für und mit den Jugendlichen realisiert.

Bis politische Entscheidungen getroffen und das Projekt verstetigt werden konnte, waren aber noch Fragen zu klären – zum Beispiel die nach zuverlässigen Daten. In Hamburg selbst wusste man von den 8.000 betroffenen Jugendlichen bis dahin nur durch statistische Zahlen, die vom Bund zur Verfügung gestellt wurden. Zusätzlich erschwerte die Verwendung unterschiedlicher Software in den allgemein- und den berufsbildenden Schulen die Situation. Vor allem aber war die Datenerfassung nur bei Schüler:innen bis zum Ende ihrer Schulpflicht zulässig: Wer nach der 10. Klasse abging, verschwand gemäß Datenschutz vom Radar der Behörden.

Elf Jahre Schulpflicht

Auch aus diesem Grund kam es in der Hamburger Schulbehörde zu Überlegungen, die Schulpflicht um ein Jahr zu verlängern. Denn ein verbindliches 11. Schuljahr verpflichtet einerseits diejenigen, die nach der 10. Klasse keine Ausbildung beginnen, und andererseits die Schulbehörde, die verlängerte Übergangszeit gut zu nutzen. Zugleich ermöglicht das zusätzliche Jahr, die Bildungswege der Jugendlichen weiterhin zu verfolgen. Das Ziel war es, dass die Jugendlichen mithilfe von Praktika oder Betriebsbesichtigungen mehr über sich und die echte Berufswelt „da draußen“ erfahren sollten. Dank guter

Überzeugungs- und Netzwerkarbeit, doch auch angesichts der akuten Notlage konnte das elfte Schulbesuchsjahr in Hamburg noch 2010 gesetzlich festgeschrieben werden.

Selbst eine einheitliche, schulübergreifende Datenerfassung wurde auf den Weg gebracht. Ab dem Schuljahr 2011/2012 ließ sich damit genau nachvollziehen, wer nach der 10. Klasse in eine Ausbildung und wer in die elfte, ausbildungsvorbereitende Klasse wechselte. „Eine verlängerte Schulpflicht bedeutet aber nicht automatisch, dass auch alle in der 11. Klasse ankommen“, erklärt Dr. Sandra Garbade, Geschäftsführerin des HIBB. „Mitunter gibt es familiäre oder andere Gründe, warum Jugendliche fernbleiben. In solchen Fällen greift die sogenannte Aufsuchende Beratung.“ Das ist ganz wörtlich gemeint: Mitarbeitende des HIBB suchen die Jugendlichen an ihrer Meldeadresse auf und „tragen Sorge, dass die Jugendlichen ihrer Schulpflicht nachkommen“, erläutert die Expertin. Das gelingt zwar nicht immer, aber zumindest bricht der Kontakt nicht ab. Auch der Erfolg der Maßnahme ist sichtbar, denn zum letzten Stichtag am 15.09.2022 war der Verbleib von nur neun Schüler:innen nicht geklärt.

Monitoring als Erfolgsnachweis

Die systematische Erfassung von Daten ermöglicht zugleich ein Monitoring über den Erfolg oder Nichterfolg der angestoßenen Reformen und Maßnahmen. Läuft alles? Wo sind Verbesserungen nötig? Welche Berufsfelder laufen gut, welche weniger? Insbesondere als Argumentationshilfe gegenüber der Politik sind solche Daten unerlässlich. „Wer Rückenwind aus der Politik bekommen will, muss auch in der Lage sein, eine genaue Berichterstattung zu gewährleisten“, führt Hartmut Sturm aus. „Es reicht nicht, Pädagogik nur zu erklären. Die Frage ist: Hilft sie auch?“

Im Falle der Reform des Ausbildungsübergangs konnten in Hamburg, auch dank überzeugender Daten, die notwendigen Hürden genommen werden. Zunächst galt es, den Landesausschuss für Berufsbildung ebenso zu überzeugen wie diverse Gremien. Ein äußerst schlagkräftiges Argument war, dass der neue Bildungsweg nicht mehr Geld kosten würde als der bisherige. Hilfreiche Unterstützung kam überdies von ganz oben. Der erklärte Wille des damaligen Ersten Bürgermeisters Olaf Scholz brachte weiteren Rückenwind für die Reform. Am Ende standen die positive Entscheidung der Bürgerschaft und damit grünes Licht für eine einheitliche duale Ausbildungsvorbereitung in ganz Hamburg – egal an welcher Berufsschule die 11. Klasse absolviert wird.

Eine Sorge blieb jedoch zunächst, schließlich müssen jedes Jahr nun etwa 7.500 zusätzliche Langzeitpraktikumsplätze für die etwa 2.500 Schüler:innen vorgehalten werden. Nicht selten führt das dritte und letzte Praktikum zu einem Ausbildungsplatz, vor allem im Handwerk. Aber sind so viele Plätze in Hamburg überhaupt verfügbar? Hier kommt die Struktur des HIBB zum Tragen, dessen Kuratorium sich aus Vertreter:innen der Hamburger Wirtschaft zusammensetzt. Auch das Projekt „Reform der Beruflichen Bildung“ wurde mit dem Kuratorium beraten. Durch die Unterstützung der Verbände und Kammern des Kuratoriums – und damit vieler der rund 66.000 Betriebe in der Stadt – konnte das Reformprojekt zu einem gemeinsamen Vorhaben werden, zu dem nun auch die Wirtschaft ihren Teil beisteuerte.

Spürbare Verbesserungen – Konstanz in Krisenzeiten

Aus den ehemals 8.000 Jugendlichen ohne gesicherten Anschluss sind inzwischen nur noch ca. 1.000 geworden, die nach der 10. oder nach der 11. ausbildungsvorbereitenden Berufsschulklasse den Übergang in die Ausbildung nicht geschafft haben. Damit konnte die Quote der betroffenen Abgänger:innen eines Jahres von 80 Prozent (2009) auf heute rund 33 Prozent gesenkt werden – Tendenz noch leicht fallend. „Die Ursachen bei denen, die es aus eigener Kraft nicht schaffen, in Ausbildung oder Beschäftigung zu kommen, sind so vielschichtig wie die jungen Menschen in unserer Stadt“, kommentiert Sandra Garbade diese Zahlen. Sie selbst freue sich über die zwei Drittel, die es Jahr für Jahr schafften. Dieser solide Wert blieb im Übrigen während der Corona-Pandemie konstant – obwohl weniger Ausbildungsplätze zur Verfügung standen.

Im Bemühen, die Lage der Hamburger Schüler:innen weiter zu verbessern, wird im HIBB das eigene Handeln immer wieder auf den Prüfstand gestellt. Reichen die Angebote? Was ist anzupassen? Wie hat sich die Lebenswelt der Jugendlichen verändert, etwa durch Corona? Oder wie wird man Jugendlichen gerecht, die aus Kriegsgebieten nach Hamburg kommen? – Neue Ideen gibt es bereits, etwa für ein Berufsqualifizierungsjahr (BQ). Denkbar wäre hier, dass Betriebe die Kosten für das erste Ausbildungsjahr erstattet bekommen und im Anschluss entscheiden können, ob sie die oder den Auszubildende:n nach einem Jahr behalten möchten. Zudem soll wie schon in der Corona-Zeit das BQ auf den Wirkungskreis der Jugendberufsagenturen ausgeweitet werden. Damit hätten nicht nur Schulpflichtige, sondern grundsätzlich alle unter 25 Jahren die Möglichkeit, diese Ausbildung auf Probe zu beginnen.

Fest steht, dass zwölf Jahre nach Beginn der Reform die Verantwortlichen an der Alster auf beispielhafte, mit vielen Partnern gemeinsam erarbeitete Erfolge zurückschauen können. Viele Menschen waren daran beteiligt, insbesondere auf der Umsetzungsebene, etwa Schulaufsichten, Schulleitungen, die vielen Lehrkräfte, die die Neuerungen mittrugen und mitgestalteten, und nicht zuletzt zahlreiche Betriebe und deren Ausbildungsleitungen.

Vom Hamburger Ausbildungsmodell lernen?

Wie können Dritte von diesen Erfahrungen profitieren – und lässt sich das Hamburger Modell auf andere Bundesländer oder Regionen ohne Weiteres übertragen? Oft wird bei dieser Frage auf die Hamburger Besonderheiten und den Status des Stadtstaates verwiesen, der eine Nachahmung oder Adaption erschwere. „Verantwortlichkeiten für Jugendliche in diesem Alter gibt es in jedem Bundesland“, relativiert Sandra Garbade. „Wer sich wirklich auf den Weg machen will und dabei von den Jugendlichen und ihren Bedürfnissen ausgeht, wird auch in anderen Regionen zu Lösungen kommen.“ Und: „Ich glaube, dass die Jugendlichen in Deutschland nicht so unterschiedlich sind. Es sind Menschen mit vielfältigen Potenzialen – die aber in den alten Strukturen oft nicht gehoben werden können.“

Der erste und vielleicht wichtigste Schritt, so die Expertin, sei die Anerkennung der Problemlage. Es gelte, diese etwa in Behörden zu identifizieren und gemeinsam lösen zu wollen. „Einzelakteur:innen werden sich nicht durchsetzen, sondern sich eher verheddern“, so ihre Warnung. Als Nächstes zähle die Bereitschaft, wirklich Verantwortung zu übernehmen. Dazu müsse man mitunter auch einmal aus der „Komfortzone der institutionellen Verankerung“ herausfinden. Für die Umsetzung gelte es dann, die nötigen Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Das bedeutet nicht unbedingt höhere Kosten, wenn etwa die Mittel für teuer ausgestattete Übungswerkstätten in mehr Personal, das Betriebspraktika organisiert, fließen. Überdies sei für solche Reformprozesse der politische Willensbildungsprozess zentral, denn ohne Rückhalt aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft werde es schwierig. Darüber hinaus gelte es, die Partner:innen der beruflichen Bildung in neue Entwicklungen einzubeziehen. „All diese Erfolgsfaktoren beherzigen wir in Hamburg dauerhaft“, schließt Sandra Garbade.

Ihr Kollege Hartmut Sturm sieht zudem praktische Aspekte: „Die Jugendlichen wollen in die Arbeitswelt rein, und sie wollen dort Erfahrung machen. Lehrkräfte kommen nicht mehr zurecht, wenn sie das nur in der Schule erledigen wollen. Es braucht den Mut zur Dualisierung und zum Verlassen des Lernortes Schule. Das ist der größte Erfolgsfaktor – und er hilft vor allem den Jugendlichen.“

Mission: **Erfolgreicher Übergang für alle**

Eine neue Strategie zur Transformation des Übergangs Schule-Ausbildung

von Dr. Ekkehard Thümler und Andreas Knoke-Wentorf

Dr. Ekkehard Thümler ist Gründer und Geschäftsführer von Tutoring for All. Das Unternehmen bietet ein digitales Tutoring-Programm zur spielerischen Leseförderung von Grundschulkindern an. Seit über 20 Jahren arbeitet Dr. Ekkehard Thümler in Wissenschaft und Praxis an der Entwicklung von wirksamen neuen Lösungen für die Probleme des Bildungssystems.

Andreas Knoke-Wentorf ist Diplompädagoge und arbeitet seit über 20 Jahren bei der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Als Mitglied der Geschäftsleitung verantwortet er u. a. die Themenfeldentwicklung und Vorhaben der DKJS am Übergang Schule-Ausbildung. Im Fokus stehen dabei vor allem die Ausbildungs- und Zukunftschancen von Jugendlichen, die in herausfordernden Lebenslagen aufwachsen.

In den vergangenen Jahrzehnten wurden große Anstrengungen unternommen, damit möglichst allen Jugendlichen der Übergang von der Schule in eine Ausbildung gelingt. Trotz Teilerfolgen und positiven Entwicklungen fällt die Bilanz aber insgesamt ernüchternd aus: Wir sind noch immer weit davon entfernt, dieses Ziel zu erreichen.

Unsere zentrale These lautet, dass die herkömmlichen Lösungsansätze für das Erreichen dieses Ziels und damit verbunden für die dringend notwendige Um- oder Neugestaltung des Übergangs Schule-Ausbildung kaum geeignet sind. Deshalb möchten wir den Blick auf den Missions-Ansatz lenken: ein neuartiges innovationspolitisches Instrument, das speziell für die Bearbeitung gesamtgesellschaftlich bedeutsamer und komplexer Probleme geeignet ist.

Bestandsaufnahme: Stagnation am Übergang Schule-Ausbildung

Wer den Diskursraum über die Ausbildungs- und Zukunftschancen junger Menschen in Deutschland betritt, wird bei vielen Beteiligten eine wachsende Sorge und zugleich eine spürbare Ernüchterung oder auch Resignation wahrnehmen. Die Sorge bezieht sich – je nach Perspektive – auf die anhaltend hohe Zahl der Jugendlichen, die jedes Jahr bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz leer ausgehen, oder auf die zunehmenden Probleme von Betrieben und Unternehmen, ihre Ausbildungsplätze in Zeiten des Fachkräftemangels zu besetzen. Beide Phänomene finden seit einigen Jahren gleichzeitig statt und gehören als „Passungsprobleme“ zu den größten Herausforderungen am Ausbildungsmarkt. Eine der Verbindungslinien zwischen beiden bilden die Jugendlichen, die jedes Jahr die Schule ohne oder nur mit niedrigem Schulabschluss verlassen. Denn vergleichsweise vielen von ihnen gelingt der Übergang in eine Ausbildung trotz zahlreicher unbesetzter Ausbildungsplätze nicht.

Die Ernüchterung oder Resignation wiederum rührt daher, dass weder die Passungsprobleme noch die eher geringen Übergangschancen dieser Jugendlichen neu sind. In den vergangenen Jahren wurden deshalb unterschiedliche Modelle erprobt, Ansätze entwickelt und Maßnahmen umgesetzt, deren Erfolge jedoch unter dem Strich begrenzt blieben. Das zeigt etwa ein Blick auf die Ungelerntenquote. So lag der Anteil junger Erwachsener mit Hauptschulabschluss, die im Alter von 20 bis 34 Jahren noch ohne formale berufliche Qualifikation waren, im Jahr 2021 bei 39 Prozent, und in der Gruppe derjenigen ohne Schulabschluss waren es 73,8 Prozent.¹

Uns ist bewusst, dass solche Zahlen eines differenzierten Blicks bedürfen und dass auch demografische Entwicklungen, Herausforderungen wie die Aufnahme und Integration geflüchteter Menschen oder die Folgen der Coronapandemie in die Analyse einbezogen werden müssen. Dennoch sind die Zahlen im Ergebnis zu hoch, um von einer im Kern gelingenden Übergangsgestaltung sprechen und die Lage vor allem für Jugendliche mit niedriger Schulbildung als insgesamt positiv bewerten zu können.

Wir müssen konstatieren, dass erfolgreiche Reformen bisher weitgehend ausgeblieben sind und dass es mit den bisherigen Maßnahmen zumindest in der Fläche offenbar nicht gelungen ist, notwendige strukturelle Veränderungen und anhaltende Verbesserungen zu erreichen. Daher stellt sich die Frage: Wie kann dies in Zukunft gelingen? Unsere Antwort lautet: Für die Entwicklung eines weitaus leistungsfähigeren Systems am Übergang Schule-Ausbildung, mit dem wir aktuelle und künftige Herausforderungen wirksam begegnen können, bedarf es eines grundlegenden Strategiewechsels und neuer Instrumente.

Ermutigung: Die Bewältigung großer Herausforderungen durch „Missionen“

Für die Suche nach neuen Handlungsmöglichkeiten empfehlen wir einen Blick auf aktuelle Entwicklungen in der Innovationsforschung und -politik. Hier ist in den vergangenen Jahren mit den sogenannten Missionen ein neuartiges politisches Instrument ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Dieser Ansatz wurde von der Innovationsforscherin Mariana Mazzucato in einer Reihe von Publikationen bekannt gemacht.² Er wird von internationalen Organisationen wie der OECD³ und der EU⁴ sowie von der deutschen Innovationspolitik⁵ als besonders vielversprechend angesehen, wenn es darum geht, kreative, umfassende und wirksame Lösungen für die großen Herausforderungen moderner Gesellschaften zu entwickeln und umzusetzen.

Missionen sind für die Bewältigung komplexer systemischer Probleme wie den Klimawandel gedacht. Solche Aufgaben können nicht durch einzelne Maßnahmen von begrenztem Umfang, im Rahmen der üblichen politischen Zuständigkeiten und mit den herkömmlichen projektförmigen Methoden bearbeitet werden. Denn oftmals ist unklar, wie funktionierende Lösungen aussehen, auf welchem Weg sie zu finden sind und wie sie umgesetzt werden können. Die Bewältigung solcher Herausforderungen erfordert zudem umfassende Veränderungen und Innovationen in Politik und Verwaltung, Märkten, Wissenschaft und Gesellschaft.

Die Formulierung von Missionen knüpft deshalb auch nicht mehr an der Frage an, was mit den vorhandenen Instrumenten und innerhalb der existierenden Strukturen erreicht werden kann. Missionsorientierte Politik dreht stattdessen die Frage um: Sie stellt eine große Herausforderung in den Mittelpunkt und fragt, was geschehen muss, damit diese bewältigt werden kann. Die konkrete Gestaltung von Missionen beruht auf den folgenden drei Grundsätzen:⁶

1. Missionen adressieren große Herausforderungen und geben eine klare Richtung für deren Bewältigung vor

Im Zentrum von Missionen stehen besonders große und komplexe gesellschaftliche Herausforderungen, verbunden mit ambitionierten und inspirierenden Zukunftsvisionen. Missionen müssen konkret genug formuliert sein, um allen Beteiligten eine klare Richtung für ihr Handeln vorzugeben. Dafür müssen sie deutlich machen, welches klar definierte (Teil-)Ziel in einem vorgegebenen Zeitraum erreicht werden soll und woran man erkennen kann, dass es erreicht wurde.

2. Missionen mobilisieren Beiträge aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und gesellschaftlichen Bereichen

Missionen stimulieren Aktivitäten von der Grundlagenforschung und angewandten Forschung in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen über die unternehmerische Entwicklung und Verbreitung neuer Lösungen bis hin zu deren Umsetzung in der Praxis. Es geht darum, das volle wissenschaftliche und unternehmerische Potenzial eines Landes zu entfesseln und auf die langfristige Bewältigung der Herausforderung hin auszurichten.

3. Missionen ermöglichen experimentelles Handeln und erproben vielfältige Lösungswege

Missionen legen nicht von vornherein die Ansätze fest, mit denen neue Lösungen zu entwickeln sind. Während die Ziele klar formuliert sind, setzen sie bei der Suche nach Lösungen auf Diversität und die Ermöglichung einer Vielfalt experimenteller und auch unkonventioneller Bottom-up-Entwicklungen, die im Laufe der Zeit zu komplexen neuen Lösungsarrangements zusammenwachsen können.

Eine wichtige Rolle bei der Umsetzung missionsorientierter Politik spielen innovationsfördernde „Agenturen“. Ausgestattet mit einem hohen eigenen Budget, besonders qualifiziertem Personal und beträchtlicher Autonomie verfolgen sie den Auftrag, erfolgversprechende Entwicklungen frühzeitig aufzuspüren und diesen durch vielfältige Unterstützungsmaßnahmen zum Durchbruch zu verhelfen.

Transfer: Lassen sich Missionen auf den Bildungsbereich übertragen?

Missionen kommen heute bereits in sehr unterschiedlichen Bereichen zum Einsatz. Die deutsche Energiewende ist eines der bekanntesten Beispiele für missionsorientierte Politik. Ausgerichtet an den Zielen, CO₂-Neutralität zu erreichen, aus der Kernkraft auszusteigen und Energiesicherheit sicherzustellen, wurde über Jahrzehnte hinweg ein neues System nachhaltiger Energieerzeugung aufgebaut, das sich aus ganz unterschiedlichen Teiltechnologien wie Windkraft und Solarenergie sowie neuen Netzen und Speichertechnologien zusammensetzt. Auch das aktuelle EU-Forschungsrahmenprogramm „Horizon Europe“ beinhaltet fünf Missionen in den Bereichen Klimawandel, Medizin und Umweltschutz.⁷

Wir sind überzeugt, dass es mit Missionen möglich ist, eine neue Dynamik auch im Bildungssystem und insbesondere am Übergang Schule-Ausbildung zu entfesseln. Denn dass dieser möglichst allen Jugendlichen gelingt, ist nicht nur für sie selbst und ihre berufliche und persönliche Zukunft bedeutsam, sondern liegt in unser aller Interesse und gehört zu den wichtigen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit.

Zugleich sind die strukturellen Rahmenbedingungen und Dynamiken am Übergang Schule-Ausbildung durch eine große Zahl an beteiligten Systemen, Institutionen und Personen geprägt. Die Ausgangs- und Problemlage ist somit zu komplex, als dass sie sich im Rahmen der üblichen politischen Zuständigkeiten und mit den herkömmlichen Ansätzen erfolgreich bearbeiten ließe. All dies spricht dafür, die Strategie zu wechseln und nach dem Vorbild gelingender Transformationen in anderen Bereichen eine Mission „Erfolgreicher Übergang für alle“ zu starten.

- 1 Bundesinstitut für Berufsbildung (Hg.) (2023): *Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2023* (Vorversion), 275–278.
- 2 Z. B. Mazzucato, M. (2017). *Mission-oriented innovation policy*. UCL Institute for Innovation and Public Purpose Working Paper; Mazzucato, M. (2018a). *Mission-oriented innovation policies: challenges and opportunities*. *Industrial and Corporate Change* 27 (5), 803–815.
- 3 Larrue, P. (2021). *The design and implementation of mission-oriented innovation policies: A new systemic policy approach to address societal challenges*. *OECD Science, Technology and Industry Policy Papers*, No. 100. OECD Publishing.
- 4 Mazzucato, M. (2018b). *Mission-oriented research & innovation in the European Union*. *Europäische Kommission*.
- 5 <https://www.bmbf.de/bmbf/de/forschung/hightech-strategie-2025/hightech-strategie-2025.html>.
- 6 Vgl. Mazzucato (2018a); Mazzucato (2018b).
- 7 https://ec.europa.eu/info/research-and-innovation/funding/funding-opportunities/funding-programmes-and-open-calls/horizon-europe/missions-horizon-europe_en.

„Sicherheit, nicht wieder die zu sein, über die gelacht wird.“

Im Gespräch mit
Ulrike Tewes-Dominicus von der
WerkStattSchule Hagen

von Senem Kaya

Seit 2019 ist Ulrike Tewes-Dominicus teilpensioniert. Die studierte Sonderpädagogin hat die letzten zehn Jahre ihres Berufslebens eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Lernen geleitet. Schon als Lehrerin hat sie sich dem Thema Berufsorientierung gewidmet und beispielsweise Konzepte entwickelt, um Schüler:innen mit Förderstatus auf den Beruf vorzubereiten. Doch war ihr das alles nicht genug, wie sie schmunzelnd erzählt, weshalb sie vor vier Jahren das Angebot ihrer Schulrätin angenommen hat, an der WerkStattSchule Hagen zu arbeiten.

Frau Tewes-Dominicus, was für eine Institution ist die WerkStattSchule Hagen?

Ulrike Tewes-Dominicus: Es handelt sich um ein Angebot für schulumüde Jugendliche im neunten und zehnten Schulbesuchsjahr, die längere Zeit nicht zur Schule gegangen sind oder die Schule zwar besucht, aber nicht mitgemacht haben. Diese Jugendlichen können bei uns ihren Hauptschulabschluss – also den ersten allgemeinbildenden Schulabschluss nach der neunten Klasse – machen. Die WerkStattSchule ist ein Projekt der Evangelischen Jugendhilfe Iserlohn-Hagen gGmbH in Kooperation mit der Schule als Institution, die die regulären Lehrkräfte stellt. Das drückt auch der Name aus. WerkStattSchule kann unterschiedlich gelesen werden: Werkstatt statt Schule oder auch Werkstatt und Schule. Die Ev. Jugendhilfe Iserlohn-Hagen gGmbH stellt die Mitarbeiter:innen im Bereich der Jugendhilfe, zwei Sozialpädagog:innen und zwei sogenannte Werkanleiter:innen für die Schreinerei und den Gartenbau. Alle zusammen bilden ein multi-professionelles Team.

Die Einrichtung besteht seit 20 Jahren. Hier können 25 Jugendliche betreut werden. Sie kommen überwiegend aus Hagener Schulen und bleiben dort auch formal Schüler:innen, denn wir haben nicht den Status einer staatlichen Schule. Deshalb kommen z. B. die Noten von uns – wir unterrichten die Jugendlichen ja auch –, aber die Zeugnisse werden von den abgebenden Schulen ausgestellt.

Wie kommen die Schüler:innen zu Ihnen?

Es gibt verschiedene Wege. Manche werden über die Schulsozialarbeit der abgebenden

Schule informiert, andere über das Schulamt, das über das Mahnwesen auf den Fall aufmerksam wird. Oder auch über die Jugendämter, die in vielen Familien schon im Vorfeld präsent sind. Es gibt auch Mundpropaganda unter den Schüler:innen. Wenn einer zu uns kommt, kommt oft ein:e Freund:in nach.

Sie sind eigentlich in Rente. Was ist Ihre Rolle an der Schule?

Es gibt einen großen Mangel an Lehrer:innen vor allem im Förderbereich. Für mich ist das gut, weil ich einfach Lust habe, noch etwas zu machen. Ich gehöre zu den Pensionär:innen, die hier noch einmal eingestellt wurden, und unterrichte nebenberuflich Mathematik.

Das ist die gleiche Konstruktion wie bei den Schüler:innen: Ich bin an einer Hauptschule als Vertretungskraft angestellt und werde von dort an unsere Einrichtung abgeordnet. Leider reißen sich die Kolleg:innen nicht darum, hierhin abgeordnet zu werden.

Das hätte ich nicht erwartet. Ich hätte gedacht, dass man als Lehrer:in gerne an so einer kleinen, gut ausgestatteten Schule arbeitet.

So ist es. Das ist die Situation, von der ich in meiner Schule immer geträumt habe: Dass so viele Menschen aus verschiedenen Bereichen zusammenarbeiten. Dass es so viel Schulsozialarbeit gibt. Dass wir so viel Manpower für jede:n einzelne:n Schüler:in haben. Dass im Werkstattbereich ausgebildete Handwerker:innen arbeiten und nicht nur Pädagogen. Wir haben ganz kleine Lerngruppen und können so wirklich nah an den

Schüler:innen dran sein. Das ist eine Traumsituation.

Aber ich glaube, die Kolleg:innen von den anderen Schulen verbinden etwas ganz anderes mit unserer Institution: Bei uns sind die Schüler:innen, die ihnen Probleme machen und vielleicht den Unterricht torpedieren.

Als ich hier angefangen habe, dachte ich, ich mache das nur für ein Jahr. Aber dann hat mir diese Schule so viel Spaß gemacht, weil sie genau das ist, was ich mir immer vorgestellt habe. So wie bei uns sollte Schule für schwächere Jugendliche sein.

Am Ende des Unterrichtstages machen wir immer eine Feedbackrunde, und dann sagen sie manchmal: Mathe war gut oder Mathe war cool. Ich merke den Jugendlichen einfach an, wie froh sie sind, dass sie endlich mal die Sachen erklärt bekommen, die immer an ihnen vorbeigegangen sind, die dann vielleicht auch dazu geführt haben, dass sie überhaupt keine Lust mehr auf Schule hatten.

Lassen Sie uns auf die Jugendlichen schauen, die Sie an der WerkStattSchule unterrichten.

Es gibt eine große Anzahl von Schüler:innen, die nicht mehr in ihren Familien, sondern in Heimen lebt. Damit ist schon viel über die Lebensumstände gesagt. Die Regelschule stellt diese Kinder und Jugendlichen vor große Herausforderungen, sie haben oft wenig Motivation für die Schule, weil sie einfach ganz andere Probleme haben.

Es gibt eigentlich alles, was man an Risikofaktoren für die Entwicklung von Kindern

kennt: viele alleinerziehende Mütter zum Beispiel, Väter, die in der Biografie gar nicht auftauchen, ein hoher Anteil von Sozialhilfeempfänger:innen.

Eine Gruppe von Mädchen hat letztes Jahr zusammen mit einer Künstlerin einen Film gemacht. Der fasst sehr gut zusammen, wie es den Jugendlichen geht, die zu uns an die Schule kommen: Sie haben sich immer als Außenseiter:innen gefühlt. Sie kommen zum Teil aus armen Verhältnissen und wurden deshalb ausgegrenzt. Das Aussehen, das Erscheinungsbild ... dann konnten sie sich nicht gut genug ausdrücken, um sich wehren zu können. Oft sind sie schon mit der Sorge in die Schule gekommen, dass sie dort nicht zurechtkommen. Sie fühlen sich abgehängt und dann verhalten sie sich entsprechend. Das ist wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Aufgrund ihrer Erfahrungen und ihres geringen Selbstwertgefühls fühlen sie sich schnell ausgegrenzt, sowohl von den Mitschüler:innen als auch von den Lehrer:innen.

Was brauchen die Jugendlichen, wenn sie zu Ihnen kommen – außer gutem Matheunterricht?

Sicherheit, Beziehung, Nähe. Sicherheit ist das Wichtigste. Sicherheit, ernst genommen zu werden. Sicherheit, akzeptiert zu werden. Sicherheit, nicht bloßgestellt zu werden, wenn sich z. B. im Unterricht zeigt, was sie alles nicht können. Sicherheit, nicht wieder die zu sein, über die gelacht wird. Diese Sicherheit bekommen sie zum Teil auch untereinander, indem sie sich austauschen und sehen, dass die anderen die gleichen Probleme haben. Dafür müssen wir in der Schule den Rahmen und das Klima schaffen.

Wie unterstützt das Konzept der WerkStattSchule die Jugendlichen in ihren besonderen Bedarfen?

Das Grundkonzept ist, Theorie und Praxis zu verbinden und dadurch Motivation zu schaffen. So merken die Jugendlichen vielleicht, dass sie gut mit Holz umgehen oder im Garten etwas zum Wachsen und Blühen bringen können. Auf jeden Fall haben sie ein fertiges Produkt und nicht nur etwas Geschriebenes auf Papier. Und auch mein Mathematikunterricht findet beispielsweise im Werkunterricht oder beim Kochen statt. Die Jugendlichen erleben Aufgaben wie das Umrechnen von Zentimeter in Millimeter in der direkten Anwendung. Sie können sich den Stoff so besser vorstellen und merken dabei, dass sie Mathe wirklich brauchen und vielleicht doch noch mal üben müssen.

„Die Schritte, die wir uns in der Gesellschaft vorstellen, sind für die Jugendlichen viel zu groß.“

Aber genauso wichtig sind: Das Kleine und Überschaubare, die Sozialpädagog:innen und Werkanleitenden, die ständig da sind und zu denen die Jugendlichen immer gehen können. Selbst wenn sie mitten im Unterricht merken, es geht gerade nicht, können sie zu den Kolleg:innen gehen und loswerden, was sie beschäftigt und dann vielleicht auch wieder zurück in die Klasse kommen.

Donnerstag ist außerdem unser Erlebnispädagogiktag. Während eine Gruppe unterwegs ist, kocht die andere mit einer Hauswirtschaftslehrerin, und zum Abschluss essen

alle gemeinsam. Die Jugendlichen müssen die Erfahrung machen können: Wir sind stark. Solche Werterfahrungsprozesse gehören zum Schulkonzept. Man muss den Jugendlichen Zeit geben und auch Zeit lassen. Das können wir durch unsere Personaldichte gewährleisten. Wir schaffen einen sicheren Rahmen, sodass für die Schüler:innen immer klar ist, was passiert – auch wenn einmal etwas nicht funktioniert. Insgesamt muss es einfach ein flexibles Angebot sein, um auf individuelle Schwierigkeiten eingehen zu können.

Wie geht es nach der WerkStattSchule für die Jugendlichen weiter?

Wie in anderen Schulen gibt es auch bei uns Berufspraktika, allerdings machen unsere Schüler:innen zweimal ein dreiwöchiges Praktikum. Eine der Sozialpädagoginnen steht in engem Kontakt mit der Agentur für Arbeit und kümmert sich um alle Beratungstermine und Tests, die die Jugendberufsagentur anbietet. Sie spielt auch eine Schlüsselrolle beim Übergang in die nächste Phase. Für unsere Schüler:innen ist das in der Regel ein Förderlehrgang. In diesem Jahr haben aber auch drei von ihnen einen Ausbildungsplatz gefunden. Meistens haben wir ein oder zwei Jugendliche, die wirklich ausbildungsfähig sind und in einem Betrieb anfangen können. Die anderen machen eine berufsvorbereitende Maßnahme oder besuchen ein Berufskolleg.

Die Schritte, die wir uns als Gesellschaft vorstellen, sind für die Jugendlichen viel zu groß. Es gibt so viele Hürden, die wir gar nicht sehen. Deshalb ist für alle Schüler:innen sichergestellt, dass ihr weiterer Weg begleitet wird.

Das passt auch noch zu Ihrer Frage von vorhin: Was brauchen die Jugendlichen? Sie brauchen ein Ohr und eine Hand, also Begleitung. Das merkt man etwa bei der Suche nach Praktikumsplätzen. Die ist für die Jugendlichen sehr schwierig. Da muss man sie an die Hand nehmen: Manchmal bis vor die Tür, manchmal auch reinbringen, und selten muss man als Begleitperson auch den ersten Satz sagen.

Was machen die Jugendlichen, die den Abschluss nicht schaffen?

Für diejenigen, die keinen Abschluss machen, gibt es die Möglichkeit, über die Agentur für Arbeit einen besonders intensiven Förderlehrgang für Schüler:innen mit sonderpädagogischen Unterstützungsbedarf zu machen. Die andere Option ist die Aktivierungshilfe über die Diakonie Mark-Ruhr. Wir übergeben die Jugendlichen an das weitere Angebot und müssen dann aber auch loslassen.

Wenn Sie sich was wünschen dürften für Ihre Schüler:innen oder für ihre Schule, was wäre das?

Ich wünsche mir, dass wir mit den Jugendlichen regelmäßig künstlerisch arbeiten können. Wie erwähnt hat letztes Jahr eine Mädchengruppe mit einer Künstlerin einen Film entwickelt und gedreht. Das ist etwas, das wir Lehrer:innen den Schüler:innen nicht bieten können, ihre Biografie und ihre Geschichte so aufzuarbeiten. Die Mädchen haben das Drehbuch selbst geschrieben und über Dinge gesprochen, über die sie sonst nicht gesprochen haben.

In diesem Prozess konnte man wirklich sehen, wie die Mädchen von Tag zu Tag stärker wurden. Wir hätten nie gedacht, dass sie auf eine Bühne gehen würden, um ihr Produkt vorzustellen. Aber sie haben es getan und sogar Interviewfragen beantwortet. Wir waren völlig von den Socken.

Wenn wir noch mal daran denken, was Sie vorhin erzählt haben, dass viele Kolleg:innen nicht zu Ihnen abgeordnet werden wollen. Würden Sie sagen, dass die Gesellschaft ein falsches Bild von Ihren Schüler:innen hat?

Ja, aber es ist in der Tat auch nicht einfach. Denn natürlich bestätigen die Jugendlichen manchmal dieses Bild. Man muss auf sie zugehen und sich selbst auch immer wieder erklären, warum sie sich so verhalten. Sie tun das nämlich nicht, weil sie so sind, sondern weil sie denken, sie müssten ein extra starkes Bild von sich zeichnen. Das ist schwer zu erklären. Aber das, was sich hinter diesen Auftritten verbirgt, ist oft ganz klein und verletzlich.

Manchmal braucht es einen langen Atem. Aber nach und nach trauen sie sich zu zeigen, was wirklich da ist. Ich glaube, genau deshalb muss man sich kümmern und dranbleiben. Wenn früher zum Beispiel Kolleg:innen gesagt haben, den:die nehme ich nicht mit auf den Ausflug, der:die kann sich nicht benehmen, dann habe ich gesagt: Nimm ihn:sie mit!

Wenn man immer sagt: „Du nicht!“, dann wird er:sie sich weiterhin so verhalten, weil er:sie keine Chance hat, sich einmal in einer anderen Situation zu zeigen. Es ist unsere Aufgabe, solche Situationen anzubieten.

„**Mentoring** ist eine
Bereicherung für
jede **pädagogische**
Arbeit.“

Einblicke in die Mentoring-
Programme *fit nach vorn*,
JOBLINGE und *ROCK YOUR LIFE!*

von Senem Kaya

Das Konzept des Mentoring hat seinen Ursprung in der griechischen Mythologie. In Homers Odyssee gab Odysseus seinen Sohn Telemachos in die Obhut seines Freundes Mentor, der dem Jungen von nun an als väterlicher Berater und Freund zur Seite stand. Heute ist Mentoring ein Instrument der Personalentwicklung, das in verschiedenen Bereichen wie Wirtschaft, Bildung oder Wissenschaft Anwendung findet. Eine erfahrene Person (Mentor:in) wird hier einer weniger erfahrenen Person (Mentee) an die Seite gestellt und begleitet diese über einen längeren Zeitraum. Ähnlich wie in der Antike geht es bei den heutigen Mentoring-Tandems nicht nur um die Weitergabe von Fachwissen, sondern vor allem um Erfahrungen, Kontakte und eine freundschaftliche Beziehung.

Auch bei der Unterstützung von Jugendlichen hat sich die Idee bewährt. Wir haben mit unterschiedlichen Akteur:innen von Mentoring-Programmen gesprochen und gefragt, wie das Konzept junge Menschen am Übergang von der Schule in den Beruf unterstützen kann.

Vertrauen als Grundlage

„Ein:e Mentor:in stellt gute Fragen. Wichtige Fragen. So bringt er:sie den Mentee dazu, die Antworten selbst zu finden. Das schafft keine Beratung“, beschreibt Marcela Ulloa, Leiterin des Ausbildungscampus Stuttgart,¹ die Stärken des Mentoring und fährt fort: „Natürlich kann man auch in Beratungen Fragen stellen. Aber der Unterschied ist, dass Mentor:in und Mentee sich über einen längeren Zeitraum häufiger sehen, der:die Mentor:in näher an den persönlichen Prozessen dran ist und wirkliches Vertrauen da ist.“

Dieses Vertrauen ist wichtig. Es bildet die Grundlage des Mentoring-Konzepts und einer erfolgreichen Beziehung zwischen Mentor:in und Mentee. „Wenn man sich besser kennt, fällt es leichter, über alles zu reden. Manche Sachen hätte ich sonst nicht erzählt“, ist sich Vanessa sicher. Die 16-Jährige ist über das Jobcenter zum JOBLINGE-Programm gekommen, das Mentoring als wesentliches Element beinhaltet. Unterdessen hat sie einen Ausbildungsvertrag zur Hörakustikerin unterschrieben und würde allen raten, sich helfen zu lassen. „Ich wollte zuerst nicht an dem Programm teilnehmen. Ich hatte Angst, dass mir alles zu viel ist, dass ich das nicht kann“, gibt Vanessa zu und ergänzt, wie sehr ihr die persönliche Beziehung zu Isabella, ihrer Mentorin, geholfen habe.

Gemeinsam haben sie Vanessas Berufswünsche reflektiert, Vorstellungsgespräche geübt und über all die neuen Eindrücke gesprochen, die Vanessa bei JOBLINGE bekommen hat. „Manchmal haben wir auch einfach nur ein Eis gegessen und über Privates geredet“, lacht Isabella. „Ich denke, diese freundschaftliche Beziehung ist für die Jugendlichen

AUSBILDUNGSCAMPUS STUTTGART e. V.

Der Ausbildungscampus ist 2016 im Rahmen eines Runden Tisches der Bürgerstiftung Stuttgart entstanden, um vor allem junge Geflüchtete zu unterstützen. Heute steht er allen Jugendlichen offen und bietet ihnen ein vielseitiges Angebot. „Bei uns findet alles an einem Ort statt. Unterschiedliche Akteur:innen wie die Handwerkskammer, die Agentur für Arbeit und das Jobcenter halten bei uns auf dem Campus Sprechstunden ab“, beschreibt Marcela Ulloa, ehemalige Leiterin des Ausbildungscampus Stuttgart, die Situation. Hinzu kommen ein Café, verschiedene Beratungen, psychologische Angebote, ein Lernzentrum, sportliche Aktivitäten sowie das Mentor:innenzentrum. Diese kurzen Wege helfen den Jugendlichen, eine Übersicht zu bekommen, Kontakte zu knüpfen und die Unterstützung zu erhalten, die sie benötigen.

„Wir sind gut vernetzt“, sagt Marcela Ulloa, sodass die jungen Menschen über die verschiedensten Institutionen mit dem Ausbildungscampus in Kontakt zu kommen können. Die Mitarbeitenden dort ermuntern sie wiederzukommen, an Aktivitäten teilzunehmen, die Computer zu nutzen oder sich einfach nur im kostenlosen Café zu treffen. „Wir sagen: Seid einfach da.“ Diese persönliche Ebene sei wichtig und beschreibe die Art, wie man auf dem Ausbildungscampus arbeite, sagt Marcela Ulloa. „Es ist einfacher, wenn die Jugendlichen wissen, da sind eine Marcela oder eine Constanze, die können mir helfen.“

JOBLINGE

„Wir verstehen uns als Initiative für Jugendliche, die im System als Langzeitarbeitslose gelten, die also Bürgergeld beziehen oder andere Transferleistungen“, sagt Kadim Tas, Vorstand von JOBLINGE. Die Jugendlichen werden dem Programm in der Regel über die öffentliche Hand zugewiesen und müssen erst einmal eine gemeinnützige Arbeit verrichten. In einer 6- bis 8-wöchigen Orientierungsphase nehmen die Teilnehmenden an den unterschiedlichsten Angeboten teil. „Wir waren in der Pinakothek in München, haben Bilder ausgesucht und eine Soundcollage dazu gemacht“, erinnert sich Vanessa begeistert. Neben solchen Angeboten zur Persönlichkeitsentwicklung lernen die Teilnehmenden in verschiedenen Workshops auch berufsbezogene Inhalte oder Präsentationstechniken kennen und schnuppern in diverse Berufe hinein. Auch das Mentoring beginnt in dieser Zeit.

Alle Jugendlichen müssen in diesen Wochen drei Berufswünsche entwickeln, die sie dann in den nächsten Monaten verfolgen. „Uns wird manchmal vorgeworfen, wir würden die Jugendlichen überfordern. Aber das stimmt nicht, wir trauen ihnen einfach viel zu. Sie merken das, und das stärkt sie“, ist sich Kadim Tas sicher.

eine gute Ergänzung zu den berufsfindenden und persönlichkeitsentwickelnden Maßnahmen im Programm. Einfach jemanden zu haben, der ihnen zuhört, gibt ihnen Mut.“

Das Instrument des Mentoring, mit seiner Eins-zu-eins-Betreuung und einer auf Vertrauen basierenden Beziehung, ist wie dafür gemacht, Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen zu unterstützen. Die Mentor:innen können ihren Mentees helfen, sich auf ein Thema zu fokussieren und dieses über einen längeren Zeitraum zu verfolgen. Außerdem lernen die Mentees neue Sichtweisen und Möglichkeiten kennen.

Möglichkeit, aus der Schublade herauszukommen

„Viele der Jugendlichen sind es nicht gewohnt, dass sich jemand außerhalb von Beratungsterminen Zeit für sie nimmt“, erzählt Kadim Tas, Vorstand von JOBLINGE. „Sie sind maximal verunsichert. Die meisten Jugendlichen, die bei uns anfangen, verorten sich selbst bei den 20 Prozent, die trotz unserer Angebote keine Ausbildung finden.“ Durch das Mentoring, den motivierenden und unterstützenden Blick der Mentor:innen, hätten die Jugendlichen die Chance, aus ihrer Schublade herauszukommen, sagt Ilka Mußmann, die sich bei ROCK YOUR LIFE! e. V. als Mentorin engagiert.

So unterschiedlich die Situation der Jugendlichen auch ist – vielen fehlt die Unterstützung von zu Hause. Sie haben kein Netzwerk und niemanden, mit dem sie über ihre Pläne und Wünsche sprechen

können. „Die Familie von meinem Mentee ist vor drei Jahren aus Serbien nach Deutschland gekommen“, erzählt Ilka Mußmann. „Mein Mentee ist superehrgeizig, sie möchte unbedingt zur Polizei.“ Doch die Eltern sprechen kaum Deutsch und können das Mädchen nicht unterstützen. Vielmehr muss sie ihre Eltern unterstützen und sich beispielsweise um anfallende Rechnungen und Verträge kümmern. „Das ist viel Verantwortung und belastet sie“, weiß Ilka Mußmann.

Schulen und berufsvorbereitende Maßnahmen können diese Bedarfe der Jugendlichen nicht auffangen. Auch Marcela Ulloa betont: „Die meisten Jugendlichen haben neben der Suche nach einem Ausbildungsplatz noch ganz andere Herausforderungen zu bewältigen.“ Beispielsweise haben 75 Prozent der jungen Menschen, die zum Ausbildungscampus Stuttgart kommen, einen Fluchthintergrund. Sie kennen sich in der deutschen Kultur nicht aus, sind oft traumatisiert, müssen vielleicht ihre Familien in den Heimatländern unterstützen und haben Angst um die Daheimgebliebenen. Wollte man die Jugendlichen wirklich begleiten, sagt Marcela Ulloa, müsste man diese Sorgen kennen und ihnen auch Raum geben.

Es ist wichtig, Grenzen setzen zu können

Manchmal, erzählt Ilka Mußmann, habe sie das Gefühl, allein die Verantwortung für ihren Mentee zu tragen, und „das kann auch belastend sein.“ Was ist, wenn die Pläne, die sie gemeinsam geschmiedet haben, nicht funktionieren? Mit diesen Gedanken ist Ilka Mußmann nicht allein. Mentor:innen engagieren sich ehrenamtlich und sind keine ausgebildeten Coaches, Psycholog:innen oder Pädagog:innen. Es ist deshalb wichtig, dass auch sie Unterstützung erhalten, auf ihre Aufgabe vorbereitet werden und sich immer wieder austauschen können. Bei ROCK YOUR LIFE! e. V. wird aus diesem Grund gerade ein internes Mentoring eingeführt, das den Mentor:innen des Programms die Möglichkeit zum Austausch bietet.

Und auch beim Ausbildungscampus werden die Mentor:innen eng begleitet. „Wir haben eine Ansprechpartnerin nur für das Mentoringzentrum. Das ist wichtig. Ich sage das extra, weil ich das am Anfang mitgemacht habe, neben vielen anderen Aufgaben. Das geht nicht. Man muss diesen Prozessen viel Achtsamkeit schenken“, sagt Marcela Ulloa. Neben Netzwerktreffen, auf denen die Mentor:innen sich austauschen und ins Gespräch kommen können, bietet der Ausbildungscampus Supervisionen zu Themen wie Nähe/Distanz an. Soll mein Mentee zu mir nach Hause kommen? Oder was mache ich, wenn ich zu viel Raum gegeben habe und mich nicht wohl damit fühle?

Damit eine Beziehung zwischen Mentor:in und Mentee gut funktioniert, müssten beide Seiten Grenzen setzen können und dürfen, betont Marcela Ulloa. Beide sollten die Möglichkeit haben, zu sagen, was sie wollen und was eben nicht. Mentor:innen müssten außerdem erkennen und akzeptieren, wenn sie nicht helfen können. „Zum Beispiel, wenn der Mentee erstmal eine psychologische Beratung benötigt, bevor er:sie in eine Ausbildung gehen kann“, sagt Kadim Tas.

ROCK YOUR LIFE! BERLIN e. V.

2008 als Studieninitiative gegründet, unterstützt ROCK YOUR LIFE! unterdessen Jugendliche an 50 Standorten in Deutschland auf dem Weg in die Ausbildung. Der Bedarf ist nach wie vor groß: In Berlin wurden dieses Jahr 22 Mentoring-Beziehungen gematcht – letztes Jahr waren es nur 12. ROCK YOUR LIFE! Berlin e. V. arbeitet mit Partnerschulen zusammen. Die Akteur:innen des Vereins gehen in die Klassen, sprechen mit den Schüler:innen und stellen ihr Angebot vor.

„Wir wollen den Jugendlichen die Chance auf einen Bildungsweg geben, der ihnen eigentlich nicht vorgegeben ist. Es ist so wichtig, dass diese junge Menschen jemanden haben, der an sie glaubt“, beschreibt Ilka Mußmann die Ziele und Motivation von ROCK YOUR LIFE!.

Diese Erfordernisse nehmen die Akteur:innen aller Programme, mit denen wir gesprochen haben, sehr ernst. Bemerkten sie Traumata, familiäre oder psychische Probleme, begleiten sie ihre Mentees zu den entsprechenden Hilfsangeboten.

Geben und Nehmen

„Um eine gute Beziehung zu seinem Mentee aufzubauen, ist es wichtig, sich wirklich Zeit zu nehmen“, sagt Isabella. Sie hat mit Vanessa schon ihren zweiten Mentee in die Ausbildung begleitet und möchte auf jeden Fall weitermachen. Zum einen, weil sie sich noch gut daran erinnern kann, wie unsicher sie sich selbst nach der Schule gefühlt hat, und zum anderen, weil es ihr Freude bereitet zu sehen, wie die Jugendlichen sich entwickeln. Vanessa sei eine selbstsichere junge Frau geworden, sagt Isabella. Den Ausbildungsplatz wollen die beiden auf jeden Fall noch gemeinsam feiern, auch wenn ihre Mentoring-Beziehung offiziell eigentlich beendet ist.

Auch Ilka Mußmann möchte sich auf jeden Fall weiter als Mentorin engagieren. „Natürlich gebe ich viel von meiner Zeit“, sagt sie, „aber ich bekomme auch viel zurück – die Familie von meinem Mentee ist so gastfreundlich. Börekbacken habe ich schon gelernt“, erzählt sie weiter und strahlt über das ganze Gesicht. Eine gute Mentoring-Beziehung ist immer auch ein Austausch. Das bekräftigt auch Marcela Ulloa: „Für die Mentees ist es sehr wichtig, auch geben zu dürfen. So können sie ihrem:ihren Mentor:in danken und kommen gleichzeitig aus der Rolle des Bedürftigen heraus – auch sie können unterstützen.“

1 Marcela Ulloa hat den Ausbildungscampus im August 2023 verlassen. Neue Leiterin ist Constanze Nusse.

„Mein Kopftuch sagt nichts darüber aus, wie flexibel, teamfähig oder fleißig ich bin.“

von Kathleen Fietz

Die Suche der 19-jährigen Wafa nach einem Praktikumsplatz in der Lutherstadt Wittenberg war lange erfolglos – wegen ihres Kopftuchs. Wafa ist kein Einzelfall. Die Unternehmen in der Region haben Vorbehalte, junge Frauen mit Hijab als Praktikantinnen oder Auszubildende einzustellen. Deshalb hat sich ein Arbeitskreis gebildet, der für das Problem sensibilisieren und muslimische Schulabgängerinnen und Ausbildungsbetriebe zusammenbringen möchte.

Ein Freitagnachmittag im Osten der Lutherstadt Wittenberg: Vier Dutzend Paar Schuhe stehen auf dem Fußweg vor der angelehnten Tür des Pavillons aus Glas. Aus dem Inneren hört man Männer auf Arabisch beten. Wo früher verkauft wurden und und später eine Fahrschule untergebracht war, ist seit vier Jahren der muslimische Integrationsverein „Salam Treffpunkt Wittenberg“ zu Hause. Es ist kurz nach 14 Uhr, Zeit für das Freitagsgebet der Wittenberger Muslime. Eine Stunde später kommt die 19-jährige Wafa Alogla nach Schulschluss in das Vereinshaus. Das Gebet ist beendet und der Pavillon wieder leer. Auch sie zieht ihre Schuhe aus, betritt den mit dicken roten Teppichen ausgelegten Gebetsraum und geht nach hinten in ein kleines Zimmer, in dem sie regelmäßig ehrenamtlich arbeitet.

Wafa trägt ein langes, braunes Kleid mit weißen Punkten und einen schwarzen Hijab, wie ihr Kopftuch auf Arabisch heißt. 2015 musste Wafa mit ihrer Mutter und zwei Geschwistern aus Syrien nach Deutschland fliehen. „Meinen dreijährigen Bruder habe ich damals auf dem Rücken getragen, als wir von Griechenland zu Fuß nach Deutschland laufen mussten“, erzählt sie über ihre Flucht. Inzwischen spricht sie fließend Deutsch, ist in Wittenberg gut angekommen und fühlt sich wohl in der Stadt. „Aber meine Bildung hat keine Zukunft, ich finde hier wahrscheinlich keinen Ausbildungsplatz“, fasst sie ihre derzeitige Situation zusammen.

Mehr als Einzelfälle: Strukturelle Benachteiligung von Muslimas mit Kopftuch

Wafa hat vor zwei Jahren ihren Realschulabschluss mit einem Notendurchschnitt von 2,4 gemacht. Danach wollte sie die Fachoberschule mit der Fachrichtung Wirtschaft und Verwaltung besuchen. Die Voraussetzung dafür: ein einjähriges Praktikum. „Ich habe sehr viele Bewerbungen geschrieben, aber meist habe ich noch nicht mal eine Antwort bekommen. Und das liegt hauptsächlich an meinem Kopftuch“, ist sie sich sicher. Wafa ist kein Einzelfall. Sie erzählt von Freundinnen und Klassenkameradinnen, die die gleichen Erfahrungen machen. „Einigen wird auch direkt ins Gesicht gesagt, dass sie die Stelle trotz guter Noten wegen ihres Kopftuchs nicht bekommen“, erzählt Wafa.

Aufsehen erregt hatte in Wittenberg 2022 der Fall einer jungen Muslima, über die die Lokalzeitung berichtet hatte: Von einem großen Unternehmen war ihre Bewerbung um einen Ausbildungsplatz als Augenoptikerin abgelehnt worden. Der Grund der Ablehnung sei ihr Kopftuch gewesen. Deshalb absolviert sie ihre Ausbildung als Optikerin nun in Berlin und pendelt jeden Tag in die 100 Kilometer entfernte Hauptstadt.¹ Wafa erzählt außerdem von anderen Mädchen, deren Familien aus Wittenberg wegziehen, damit die Töchter in Essen, Dortmund oder Lübeck eine Berufsausbildung machen können. In einem im Juni 2023 erschienenen Expertenbericht zur Muslimfeindlichkeit in Deutschland heißt es: „Muslimische Frauen mit Hijab und einem nicht-deutschen Nachnamen werden stark benachteiligt und haben trotz hoher Qualifikationen verhältnismäßig schlechte Aussichten auf dem Arbeitsmarkt.“²

Durch Zufall hatte Wafa während ihrer Suche nach einem Praktikumsplatz von dem muslimischen Verein „Salam“ gehört und sich an den damaligen Vorstandsvorsitzenden Mohanad Alabo gewandt. Er hatte die Idee: Wenn niemand dem Mädchen eine Chance gibt, muss der Verein einspringen und ihr ein Praktikum ermöglichen. Ein Jahr lang kümmerte sich Wafa um die Büroarbeit von „Salam“, übersetzte bei Behördengängen und half beim Ausfüllen von Formularen. „Inzwischen kennen mich hier alle; die meisten Muslime in Wittenberg haben meine Nummer, und auch in der Ausländerbehörde und auf dem Arbeitsamt bin ich bekannt“, erzählt Wafa lachend. Das Praktikum hat ihr sehr viel Spaß gemacht und sie in ihrem Wunsch bestärkt, eine Ausbildung als Verwaltungsfachkraft zu machen – am liebsten in der Ausländerbehörde. „Mit meinem kulturellen Hintergrund könnte ich dort sehr vielen Leuten helfen und bei Schwierigkeiten vermitteln. Und wenn eine Frau mit Kopftuch in der Behörde arbeitet, könnten die Unternehmen sehen: Seht mal, dort klappt es auch. Dann wären sie sicher eher bereit, sich zu öffnen und muslimische Mädchen einzustellen.“

Das Ziel des neuen Arbeitskreises: Muslimas und ansässige Unternehmen zusammenbringen

Durch die Erzählungen von Wafa und ihren Freundinnen wurde Mohanad Alabo klar, dass es in der Region ein strukturelles Problem gibt. „Wir haben hier junge, gut ausgebildete Mädchen, die aufgrund ihres Kopftuchs auf dem Arbeitsmarkt abgelehnt werden. Das darf in einem offenen, demokratischen Land wie Deutschland nicht sein“, sagt Mohanad Alabo, der seit 2014 in Deutschland lebt und als Herzchirurg arbeitet. Er nahm deshalb im Sommer 2022 Kontakt zur Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) auf, die er durch Projekte in Wittenberg bereits kannte. Die DKJS setzte sich daraufhin mit der Koordinierungsstelle Migration in Wittenberg in Verbindung. Gemeinsam entstand die Idee, einen Arbeitskreis ins Leben zu rufen. „Es gibt zwei Interessen vor Ort: Junge Frauen, die als Migrantinnen nach Wittenberg Lutherstadt gekommen sind, wollen dort bleiben, ihren Schulabschluss machen und den Übergang von Schule in Ausbildung und Beruf schaffen. Und wie überall in Deutschland schwebt über diesem Thema der Fachkräftemangel. Es gibt also ein großes Interesse an Auszubildenden. Diese beiden Interessen zusammenzubringen – das ist das Ziel des Arbeitskreises“, erklärt Judith Strohm von der DKJS.

Markus Märker und Annette Steinkopf von der Koordinierungsstelle Migration sprachen für den Arbeitskreis relevante Akteur:innen aus Wittenberg und der Region an, wie etwa den Jugendmigrationsdienst der AWO, die Kreishandwerkerschaft, die Ausländerberatung, das Landesnetzwerk der Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA), die Stabsstelle Wirtschaft des Landkreises und die Industrie- und Handelskammer. Die DKJS organisiert und moderiert die Treffen des Arbeitskreises, die bisher viermal stattgefunden haben. In erster Linie geht es darum, auf das Thema aufmerksam zu machen und von mehreren Seiten zu beleuchten. Bei jedem der Treffen haben Wafa und anderen junge Frauen von ihren direkten Erfahrungen berichtet.

Mehr Unterstützung bei der Ausbildungssuche

„Kaum ein Unternehmen kann es sich angesichts des Fachkräftemangels heute noch leisten, auf Migrant:innen zu verzichten. Die großen Player haben längst erkannt, dass Vielfalt den Betrieben guttut. Wir müssen vor allem eine Sensibilisierung in den kleinen und mittelständischen Unternehmen schaffen“, erklärt Annette Steinkopf. „Auf der anderen Seite sind die Vorstellungen der

Jugendlichen manchmal sehr einseitig und nicht immer realistisch. Und wenn wir gefragt werden, warum in der Verwaltung bisher keine Migrantin arbeitet, müssen wir auch sagen: Eine Bewerbung ist selbstverständlich möglich und gewünscht, erfordert aber von allen Bewerber:innen bestimmte Qualifikationen und gute Noten, vor allem in Mathematik und Deutsch. Bisher lagen in unserer Verwaltung allerdings noch keine Bewerbungen von Migrant:innen für eine Ausbildung vor“, führt Annette Steinkopf weiter aus. Und ihr Kollege Markus Märker ergänzt: „Für die Jugendlichen und deren Eltern ist eine gute und realistische Berufsberatung sehr wichtig.“ Deshalb wurde im vergangenen Jahr bei „Salam“ ein Infoabend zum Thema Übergang von der Schule in den Beruf für Schulabgänger:innen und deren Eltern organisiert.

Durch diesen Abend führte Ronny Hanl. Der Berufsberater ist bei der Agentur für Arbeit Sachsen-Anhalt Ost zuständig für Jugendliche und junge Erwachsene beim Übergang von der Schule in den Beruf. An fehlenden Ausbildungsplätzen liege es auf alle Fälle nicht, dass die jungen Frauen mit Kopftuch abgelehnt werden. „Die Situation für Bewerber:innen ist hier im Landkreis sehr gut. Es gibt etwa doppelt so viele Ausbildungsplätze wie Bewerber:innen“,³ erklärt Ronny Hanl, und auch er bestätigt, dass Wafa kein Einzelfall ist. „Wir sind hier im ländlichen Raum. Der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund ist sehr gering und viele wissen hier wenig über andere Kulturen. Und wo Wissen fehlt, blüht die Fantasie und die Menschen haben Angst vor dem, was sie nicht kennen“, erklärt er. Deshalb engagiert sich der Berufsberater in dem neuen Arbeitskreis. „Auch ich bin durch unsere Treffen noch mal anders auf das Problem aufmerksam geworden. Ich stehe zwar in Kontakt mit den Jugendlichen, aber die Mädchen erzählen mir nicht unbedingt gleich von ihren Erfahrungen.“ Für die Unternehmen seien Möglichkeiten, die Jugendlichen kennenzulernen, wichtig. Gleichzeitig benötigen die Schulabgänger:innen Unterstützung. „Sie brauchen jemanden, der sich mit ihnen hinsetzt, um genau zu schauen, wie ihr Notendurchschnitt ist, ob ihre Berufswünsche umsetzbar sind und wie die Bewerbungen aussehen, die sie wegschicken“, sagt der Berufsberater.

Die Region droht, engagierte junge Frauen zu verlieren

Wafa trifft im Vereinshaus noch Vorbereitungen für das anstehende Opferfest und bereitet den Unterricht für den kommenden Tag vor. Samstags lernen hier vor allem Kinder und Frauen Deutsch und Arabisch. Noch weiß Wafa nicht, wie es für sie weitergehen wird. An diesem Vormittag hat sie ihre letzte Prüfung für ihre Fachhochschulreife abgelegt. Sobald sie weiß, ob sie bestanden hat, möchte sie sich bei der Stadtverwaltung, auf dem Arbeitsamt und bei der Aus-

länderbehörde um einen Ausbildungsplatz als Verwaltungsfachkraft bewerben. Große Chancen rechnet sie sich jedoch nicht aus. „Ich strengte mich an, aber ich habe mein Ziel verloren. Dabei sagt mein Kopftuch nichts darüber aus, wie flexibel, teamfähig oder fleißig ich bin“, sagt sie. Wafa möchte gern in Wittenberg bleiben, aber wenn sie hier keinen Ausbildungsplatz bekommt, wird auch sie den Landkreis verlassen müssen. „Zum Selbstbild dieser jungen Frauen gehört es, zu arbeiten. Wenn sie das vor Ort nicht können, werden sie es woanders machen“, erklärt Judith Strohm von der DKJS. „Das schadet der Region auf mehreren Ebenen, denn ökonomische Teilhabe geht oft einher mit zivilgesellschaftlicher. Das heißt, wenn diese jungen Frauen gehen, verliert die Region nicht nur zukünftige Arbeitnehmerinnen, sondern auch ganz viel Engagement, denn es sind genau diese jungen Frauen, die sich zum Beispiel in der Moscheegemeinde und bei Salam engagieren“.

Nächste Woche hat Wafa einen Berufsberatungstermin mit Ronny Hanl. Gemeinsam wollen sie Wafas Möglichkeiten auf dem Ausbildungsmarkt ausloten. Was Hoffnung macht: Gerade hat ein Mädchen mit Hijab durch das Engagement von Ronny Hanl im Landkreis einen Ausbildungsplatz als zahnmedizinische Fachangestellte bekommen. „Von solchen Beispielen brauchen wir mehr, auch in der Verwaltung. Dann werden auch mehr Unternehmen mitziehen. Wir vom Arbeitskreis können dabei gut als Türöffner fungieren“, erklärt Ronny Hanl zuversichtlich.

- 1 Andreas Hübner: Junge Frau aus Syrien findet wegen ihres Kopftuches in Wittenberg keinen Ausbildungsplatz. Mitteldeutsche Zeitung vom 23.10.2022.
- 2 www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/heimat-integration/BMI23006-muslimen-feindlichkeit.pdf?__blob=publicationFile&v=3, S. 80.
- 3 Zum Vergleich: Bundesweit kamen im Jahr 2021/22 80 Bewerber:innen auf 100 offene Ausbildungsplätze. https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Fachstatistiken/Ausbildungsmarkt/Generische-Publikationen/AM-kompakt-Situation-Ausbildungsmarkt21-22.pdf?__blob=publicationFile#:~:text=2021%2F22%20waren%20528,300%20betriebliche,Rückgänge%20zu%20verzeichnen%20gewesen%20waren

Hingehört!

Das sagen junge Menschen

In der Maßnahme sammle ich gute Erfahrungen und lerne, wie man gut lebt. Ich möchte unbedingt arbeiten, aber meine Einzelfallhelferin sagt, ich bin noch nicht bereit dafür. Ich muss erst einmal andere Sachen auf die Reihe kriegen, also auch mich und so, dann kann ich arbeiten.

Mayla, 21 Jahre*

Ich wollte schon als Kind Ingenieur werden und habe eigentlich auch die Voraussetzungen dafür, war auch auf dem Gymnasium und so, bin halbwegs intelligent und handwerklich begabt. Aber ohne Abitur nutzt das alles nicht. Hier in der Maßnahme wird mir gehalten, eine Ausbildung in einer Tischlerei zu machen. Wenn ich die schaffe, dann hätte ich einen wichtigen Grundbaustein und kann irgendwann weiter ins Studium. Aber erst einmal muss ich diese Ausbildung bekommen und das mit dem Lernen hinkommen. Hier habe ich das Gefühl, dabei unterstützt zu werden.

Jonathan, 18 Jahre*

Die Lehrerinnen waren für mich da, wenn ich sie gebraucht habe. Das war anders als an der alten Schule. Die hier haben mir zugehört. Auch als ich aggressiv war. Die hatten Verständnis dafür, dass ich so eine schlimme Kindheit hatte.

Amira, 18 Jahre*

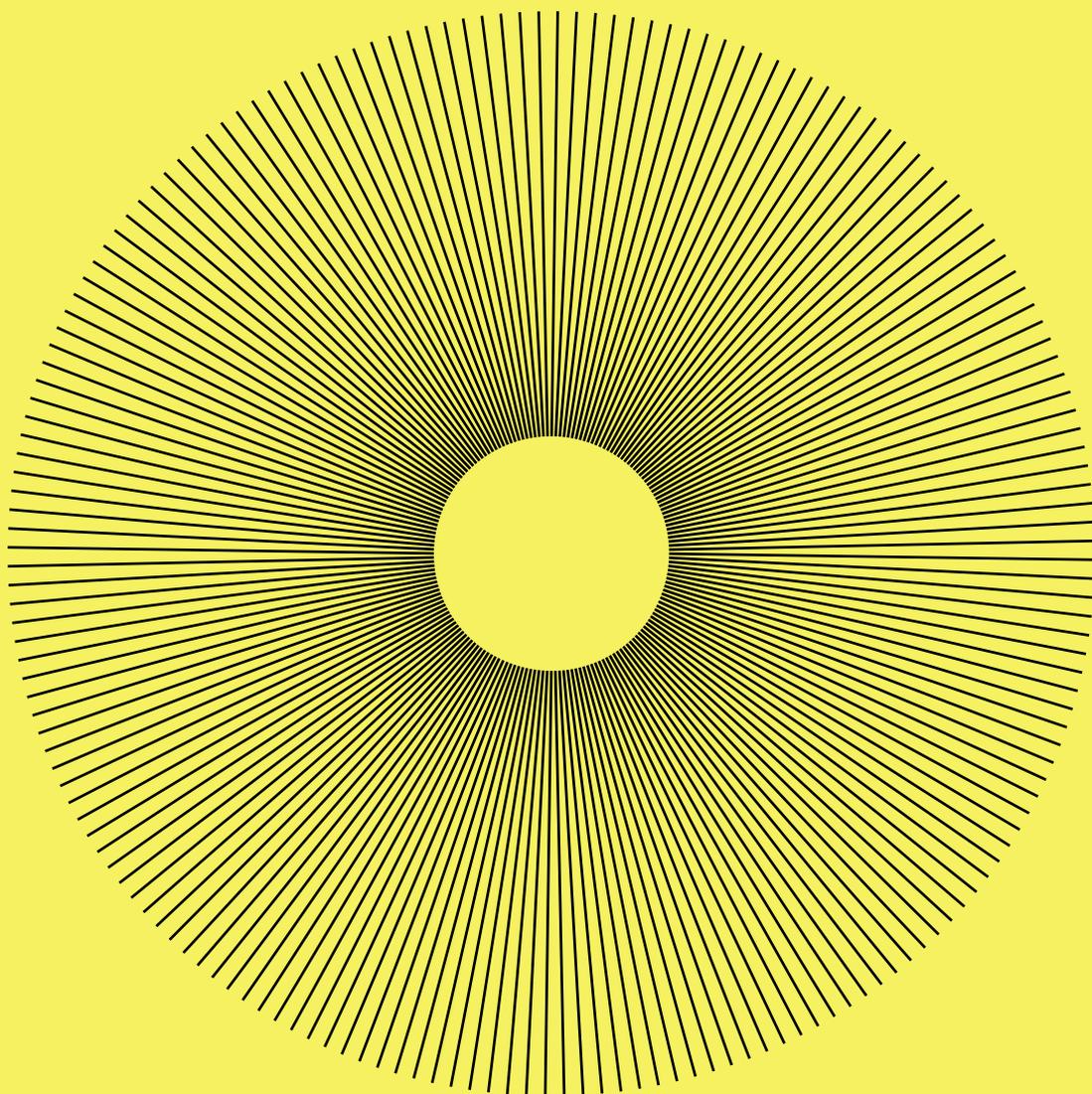
* Namen geändert

Ich habe einen Hauptschulabschluss, weil es nach der zehnten Klasse nicht für den MSA gereicht hat. Ich wollte dann eine Ausbildung machen, aber da war das Arbeitsamt sehr kritisch, wegen meiner Lernschwäche und so. Über eine Maßnahme habe ich ein Praktikum und auch die Ausbildung zur Hauswirtschaftlerin gefunden.

Marie, 24 Jahre*

Ich habe direkt am ersten Tag gemerkt, dass es hier anders ist als auf den anderen Schulen, auf denen ich war. Schon als ich zum ersten Mal in die Klasse kam. Die Schüler haben sich alle vorgestellt und haben mir auch Fragen gestellt. Ich wurde von Anfang an aufgenommen. Ich weiß noch, wie ich nach dem ersten Tag richtig strahlend nach Hause kam und ich mich richtig gefreut habe, dass es so gut gelaufen ist. Und ich habe mich auch gefreut, am nächsten Tag einfach wieder zu kommen.

Susanne, 17 Jahre*



100 % Zukunft

100 Prozent aller Schulabgänger:innen haben im Jahr 2030 den Übergang in Ausbildung, Studium oder weiterführende Schule erfolgreich gemeistert. Eine Utopie, die wir als Ziel immer vor Augen behalten müssen, wenn wir Bildungs- und Chancengerechtigkeit verwirklichen wollen. In diesem Kapitel schauen wir in die Zukunft: Wie kann sie aussehen? Können wir sie voraussagen? Und wie kann sie gelingen?

Utopien der Arbeit

Einige Vorschläge aus der Literatur

von Prof. Dr. Stefan Willer

Unsere Zukunft kann niemand mit Gewissheit voraussagen. Doch wir können sie uns ausmalen und das tun Menschen seit vielen hundert Jahren. Science-Fiction, wie wir dieses Genre heute nennen, beschäftigt sich dabei nicht nur mit Raumschiffen und technischen Spekulationen, sondern betrachtet auch zukünftige Gesellschaftssysteme – von außerirdischen Spezies genauso wie von der zukünftigen Menschheit. In diesem Beitrag schauen wir deshalb in die Literatur: Welche Berufe gibt es dort? Welche nicht? Wie sehen fiktive Lebens- und Arbeitswelten aus? Und können wir uns von diesen erdachten Systemen inspirieren lassen?

Prof. Dr. Stefan Willer ist Professor für Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Erbe, Generation und Genealogie, die Wissens- und Fiktionsgeschichte der Zukunft sowie Sprach- und Übersetzungstheorien.

Wie könnte ein erfülltes Arbeitsleben aussehen? Welche Tätigkeiten könnte man ausüben, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen? Hier eine Vision: Denkbar wäre eine Gesellschaft, die es „möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.“ So lautet eine berühmte Passage aus Karl Marx' und Friedrich Engels' *Deutscher Ideologie* (1845/46), in der die Verfasser ausnahmsweise einmal andeuten, wie der zukünftige Kommunismus konkret aussehen könnte.¹ Ansonsten verzichteten Marx und Engels auf das Ausmalen gesellschaftlicher Utopien und grenzten sich deutlich von jedem „phantastischen“ Sozialismus ab. Auch sie mussten aber anerkennen, dass sich in utopischen Szenarien das „ahnungsvolle Drängen nach einer allgemeinen Umgestaltung der Gesellschaft“ ausdrücken konnte² – und der Wunsch nach einer konkreten Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse.

Solche Wunschvorstellungen finden sich schon in klassischen Utopien, in denen ein nicht näher festgelegtes Irgendwo – ein „Nicht-Ort“, griechisch *utopos* – dazu dient, eine Gegenwelt zu den herrschenden Verhältnissen auszumalen. Das erste und namensgebende Beispiel stammt von dem englischen Philosophen und Politiker Thomas Morus, der 1517 sein Buch *Utopia* veröffentlichte. Darin lässt er einen Weltreisenden von einer fernen Insel berichten, auf der alles aufs Beste eingerichtet ist. Die Städte sind günstig gelegen und werden von landwirtschaftlichen Betrieben vortrefflich versorgt. Die Menschen streben nicht nach Besitz; statt Geldwirtschaft gibt es organisierten Tauschhandel. Man ist freundlich aus Gewohnheit und friedliebend aus Vernunft, weshalb Gesetze, Vorschriften und Verbote kaum eine Rolle spielen. Politisch gesteuert wird das Land durch ein auf Wahlrecht basierendes Räte- und Präsidialsystem (ein besonders deutlicher Gegenentwurf zu den im 16. Jahrhundert vorherrschenden monarchischen und feudalen Staatsformen).

Auch die Arbeitswelt in Utopia beruht auf Ausgleich und Konsens. Alle sind verpflichtet, für mehrere Jahre in der Landwirtschaft mitzuwirken. Außerdem erlernen Männer wie Frauen einen handwerklichen Beruf, wobei meist „jeder im väterlichen Gewerbe unterwiesen“ wird.³ Über die seinerzeit übliche Vererbung von Berufen konnte oder wollte Thomas Morus also nicht hinausdenken. Allerdings ist auf seiner Insel die „Adoption“ eines Lehrlings durch eine andere Familie möglich, wenn ihm deren Handwerk besser gefällt als das der eigenen. Was selbst aus heutiger Sicht utopisch anmutet, ist der Tagesablauf der Insulaner, die „nur sechs Stunden für die Arbeit bestimmen“, drei vor- und drei nachmittags. Von „Ausschweifung und Faulenzerei“ kann dabei keine Rede sein, denn die freie Zeit wird gut genutzt, etwa zur Weiterbildung, zum gemeinsamen Gespräch oder zum sinn- und gedankenreichen Spiel.⁴

Das scheint gar nicht so weit entfernt von der über dreihundert Jahre später formulierten, eingangs zitierten Marx-Engels'schen Vorstellung einer sozialen Tätigkeit „wie ich gerade Lust habe“, zumal auch die Bewohner von Utopia ihre Philosophie auf einer „Lehre von der Lust“ fußen lassen.⁵ Dennoch überwiegen die Unterschiede, vor allem deshalb, weil sich Morus nicht für die politische Ökonomie der Arbeit interessiert, sondern moralisch argumentiert: Anders als in der realen Welt mit ihrem „Heer der schlaffen Nichtsteuer und Faulenzer“ führe in Utopia der schiere Fleiß der Bewohner dazu, dass „wenige Stunden ausreichen, um eine Menge guter Arbeit zu leisten.“⁶ „Gute Arbeit“ entstünde demnach durch Arbeitswilligkeit gleichsam von selbst. Wie wenig stichhaltig das ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die wirklich mühsamen Dienstleistungen auf der Insel von Sklaven verrichtet werden, überwiegend Menschen, die in anderen Ländern zum Tod verurteilt wurden. Die Utopier „holen sich viele davon, manchmal für billiges Gold, öfters auch ganz umsonst.“⁷ Offenbar mochte sich Morus den Sechsstudentag nur unter den Bedingungen einer Sklavenhaltergesellschaft vorstellen – sei es aus Zynismus, sei es, um das strahlende Bild des idealen Staats bewusst einzutrüben.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wird die Denk- und Erzählform der Utopie zunehmend verzeitlicht. Statt ferner Inseln wird nun die Zukunft besucht. Das erste namhafte Exemplar dieser neuartigen Gattung der Zeitutopie ist Louis-Sébastien Merciers 1770 erschienener philosophischer Roman *L'an 2440*, in dem der Protagonist nach 670-jährigem Schlaf in einem nach aufklärerischen Prämissen deutlich verbesserten Paris erwacht. Ebenfalls in eine optimierte Zukunft gelangt der Ich-Erzähler in Edward Bellamys 1888 erschienenem Roman *Looking Backward: 2000–1887* als Folge einer hypnotischen Spezialbehandlung, die ihn über hundert Jahre lang schlafen lässt. Eine stärker dystopische Färbung erhält die Zukunft in H. G. Wells' *The Time-Machine* (1895): Die titelgeben-

de Maschine versetzt einen Zeitreisenden in das Jahr 802.701, in dem es keine Menschen mehr gibt, sondern zwei neuartige humanoide Untergattungen, die heiter-unbedarften Eloi und die unterirdisch lebenden, affenartigen Morlocks.

Die Frage nach der Arbeit steht in diesen Texten zwar nicht im Vordergrund, wird aber immer wieder angesprochen, um die Andersartigkeit der zukünftigen Welten zu markieren. So hat Merciers zukünftige Pariser Gesellschaft nicht nur die Aristokratie abgeschafft, sondern auch an diese gebundene Professionen wie den Tanzmeister oder den Zuckerbäcker, außerdem das Berufssoldatentum, die Prostitution und die Schriftstellerei. In *Looking Backward* wird die gesamte Arbeiterfrage durch einen volkswirtschaftlichen Wandel vom Privateigentum zum Staatsmonopolkapitalismus gelöst, wobei der US-Autor Bellamy diesen Prozess nicht etwa als gewaltsame Revolution, sondern als zwangsläufige Ausweitung der Trusts und Kartelle zum maximal großen Staatsunternehmen verstanden wissen will. Deutlich konfliktreicher stellt sich die Entwicklung in *The Time Machine* dar. Der Zeitreisende vermutet, dass die Zweiteilung der neuen posthumanen Gattungen eine evolutionäre Folge von sozialen Gegensätzen ist: Die Nachkommen der Kapitalisten wohnen über der Erde, die Besitzlosen müssen darunter vegetieren. Später muss er feststellen, dass die Morlocks nicht etwa die Arbeitsklaven der Eloi sind, sondern ihre Fressfeinde – so Wells' sarkastische Parodie auf die Klassenkämpfe des späten 19. Jahrhunderts.

Eine spezifische Fortführung der utopischen Literatur bietet im 20. und 21. Jahrhundert die Science-Fiction. Ihre technisch geprägten Szenarien eröffnen zahlreiche Möglichkeiten für die Darstellung beruflicher Praxis. Die einschlägigen Figurentypen kommen so oft vor, dass man geradezu von fest umrissenen Berufsbildern sprechen kann: Raumschiffkonstrukteur:innen und Astronaut:innen, Architekt:innen zukünftiger Städte und Fließbandarbeiter:innen in futuristischen Fabriken, ganz zu schweigen von den *Robotern*, deren Bezeichnung bereits auf Arbeit verweist (tschechisch *robota*, „Zwangsdienst“; altkirchenslawisch *rabota*, „Knechtschaft“) und die, noch vor ihrer Etablierung in der realen Technikgeschichte, die Zukunftsliteratur zu bevölkern begannen, zuerst um 1920 bei dem tschechischen Schriftsteller Karel Čapek. Science-Fiction ist also auch eine Literatur der Arbeitswelt.

Ein aktuelles Beispiel dafür bietet der Roman *A Long Way to a Small Angry Planet* der US-amerikanischen Autorin Becky Chambers (2015, in deutscher Übersetzung 2016). Ort des Geschehens ist der Raumkreuzer *Wayfarer*, dessen Team die Aufgabe hat, Wurmlöcher in die Galaxie zu bohren. Mit dieser Tätigkeit nimmt die Autorin auf witzige Weise ein astrophysikalisches Gedankenexperiment beim Wort. Wurmlöcher sind relativitätstheoretische Konstrukte, mit

denen die Krümmung der Raumzeit und deren Auswirkung auf die Gravitation veranschaulicht werden soll. Ob solche „Löcher“ im Weltraum wirklich existieren, ist umstritten; klar ist jedenfalls, dass sie sich nicht „bohren“ lassen. In der fiktiven Welt des Romans hingegen handelt es sich dabei um infrastrukturellen Alltag: Wurmlöcher zu bohren ist „kein sonderlich glamouröser Beruf“,⁸ sondern eine Bautätigkeit mit schwerem Gerät, einem „Interspace-Bohrer“, einer „großen alten Monstermaschine“, die „verflucht laut“ ist, wie die Bordtechnikerin erläutert.⁹

Diese stets gut gelaunte Schrauberin namens Kizzy Shao ist Teil einer bunt gemischten Mannschaft aus verschiedenen Spezies, darunter die Pilotin Sissix, die einer echsenartigen Gattung angehört, und der Navigator Ohan, Vertreter einer pluralistisch lebenden Art, deren Individuen als Paare bezeichnet und angesprochen werden. Die Zusammenarbeit an Bord bedarf der wechselseitigen Disziplinierung, etwa durch den wiederholten Hinweis, dass „speziesistische“ Ausdrücke zu vermeiden seien. Man muss miteinander auskommen, schließlich gilt es, einen gemeinsamen Job zu erledigen. Koordiniert wird all das vom Kapitän des Schiffs, der zugleich dessen Besitzer und Unternehmer im interstellaren Bohrgeschäft ist. Die Förderung von Diversität, die er besonders engagiert betreibt, geht also unmittelbar mit kapitalistischem Gewinnstreben einher. Nur unter dieser Voraussetzung ist die *Wayfarer* ein utopischer Ort der kommunikativen Vernunft. Becky Chambers' Roman wurde für seine hoffnungsvolle Darstellung neuer Formen des Zusammenlebens gelobt. Er bietet aber auch Materialien für eine Kritik der Ökonomisierung von Diversität unter den Bedingungen des kapitalistischen Arbeitsmarktes.

Was sich abschließend festhalten lässt: Wenn wir Arbeit anders denken wollen, als sie derzeit ist, lohnt ein Blick in die Literatur. Denn sie bietet einen reichen Fundus, um unsere Vorstellungen von künftigen Lebens- und Arbeitswelten zu erweitern und die aktuellen und möglichen Verhältnisse kritisch zu prüfen.

1 Karl Marx/Friedrich Engels: *Die deutsche Ideologie*, in: dies.: Werke, hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 3, Berlin: Dietz 1969, S. 9–530, hier S. 33.

2 Marx/Engels: *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: ebd., Bd. 4, Berlin: Dietz 1980, S. 459–493, hier S. 490.

3 Thomas Morus: *Utopia*, in: *Der utopische Staat*. Übers. und hg. von Klaus Heinisch, Reinbek: Rowohlt 1960, S. 7–110, hier S. 54.

4 Ebd., S. 55.

5 Ebd., S. 72.

6 Ebd., S. 56f.

7 Ebd., S. 80.

8 Becky Chambers: *Der lange Weg zu einem kleinen zornigen Planeten*, übers. von Karin Will, Frankfurt a. M.: Fischer 2016, S. 10.

9 Ebd., S. 91.

Wertschöpfung erfordert Wertschätzung

Damit Übergänge in Ausbildung
und Beruf künftig auch Jugendlichen
mit Startnachteilen gelingen

von Prof. Dr. Dieter Euler

Prof. Dr. Dieter Euler ist Berufsbildungsforscher und emeritierter Professor für „Educational Management“ an der Universität St. Gallen (Schweiz). Seine Themenschwerpunkte sind Bildungsinnovationen, Sozialkompetenzen, pädagogische Hochschulentwicklung, digitale Mediendidaktik und Design-Based Research.

Bildung ist in Deutschland mit einem Versprechen verbunden: Ein Ausbildungs- oder Studienabschluss sichert nicht nur das Einkommen zum Lebensunterhalt, sondern auch das Fortkommen hin zu einer sinnhaften Lebensgestaltung. Das Versprechen wird jedoch schnell zu einem Versprecher, wenn der Zugang zu einer qualifizierten Berufsausbildung versperrt bleibt. Genau dies ist seit vielen Jahren für viele Jugendliche nach Ende der Pflichtschulzeit der Fall. Sie münden in eine der zahlreichen Maßnahmen des sogenannten Übergangssektors, die für viele dann aber nicht in eine Ausbildung führt, sondern in fragile Erwerbstätigkeiten oder Arbeitslosigkeit.

Die deutsche Berufsbildung gilt nicht zuletzt international als leistungsfähig, weil sie neben der Fachkräftesicherung die Integration der jungen Generation in Arbeit und Gesellschaft ermöglicht und damit Tendenzen sozialer Ausgrenzung entgegenwirkt. Wenn dies aktuell nur für einen Teil der Jugendlichen gelingt, dann drängen sich die folgenden Fragen auf: Bei welchen Jugendlichen stößt der Übergangssektor an Grenzen? Welche Veränderungen sind im Interesse der betroffenen Jugendlichen notwendig und möglich? Welche Herausforderungen sind in der Umsetzung der Veränderungen zu überwinden?

Die Realität heute: Grenzen des Übergangs

Der Übergangssektor mit seinen aktuell mehr als 120 schulischen Bildungsgängen und über 320 Förderprogrammen (BIBB 2022, 23) soll Jugendlichen nach der Pflichtschulzeit den Weg in eine Berufsausbildung erleichtern. 2022 mündeten ca. 239.000 Jugendliche in eine der Maßnahmen, mehr als 70 Prozent von ihnen besitzen maximal einen Hauptschulabschluss (BMBF 2023, 32). Die ursprüngliche Erwartung, dass sich in Zeiten einer rückläufigen Demografie der Übergangssektor als bedeutungslos erweist, wurde nicht erfüllt.

Die Einschätzungen über diesen Sektor sind kontrovers: Während die einen ihn als ein „Chancenverbesserungssystem“ kennzeichnen, beurteilen ihn andere als ein „Parallelsystem“ mit dem Risiko von Stigmatisierung und Ausgrenzung (BIBB 2022, 21f.). Die aktuellen Problemlagen des Übergangssektors können an den folgenden Punkten skizziert werden:

- Der Übergang von der Schule in eine Berufsausbildung gelingt insbesondere jenen Jugendlichen nur unzulänglich, die bereits in den allgemeinbildenden Schulen von Startnachteilen betroffen waren. Dies sind etwa Jugendliche mit einem niedrigen oder ohne Schulabschluss, aus Familien mit einem niedrigen sozial-ökonomischen Status oder mit Migrationsgeschichte (Euler & Seeber 2023, 19ff.). Dazu kommen Jugendliche mit einem Wohnort in Regionen mit einem geringen Angebot an Ausbildungsstellen. Die Übergangsprobleme wachsen, wenn einzelne dieser Risikolagen kumulieren.
- Nur ca. ein Drittel der Jugendlichen schafft nach einem Jahr den Übergang in eine Ausbildung. Selbst nach drei Jahren in mehreren Maßnahmen beläuft sich die Übergangsquote auf lediglich 60 Prozent (Euler & Seeber 2023, 22).

- Wenn Jugendlichen mit Startnachteilen der Übergang in eine Ausbildung gelingt, dann häufig in Berufe mit einem niedrigen Sozialprestige (geringeres Einkommen, geringe Aufstiegsoptionen). Sie haben zudem ein höheres Risiko für einen fragmentierten und instabilen Ausbildungsverlauf (Euler & Seeber 2023, 32).
- Jugendliche mit maximal einem Hauptschulabschluss sowie anderen Startnachteilen sind in höherem Maße von Ausbildungsabbrüchen betroffen (Euler & Seeber 2023, 14).
- Aus dem Zusammenwirken insbesondere der begrenzten Zahl an Übergängen in eine Ausbildung sowie der zahlreichen Abbrüche resultiert eine hohe Zahl an Einmündungen in eine Beschäftigung als sogenannte Geringqualifizierte. Der Anteil an Personen im Alter von 25 bis 34 Jahren ohne Berufsabschluss beläuft sich 2021 auf 18,5 Prozent bzw. 1,92 Millionen (BIBB 2023, 277).

Die Vision für morgen: Hebel für Veränderung

Die hohe Zahl an schulischen Bildungsgängen, Förderprogrammen und -instrumenten zeigt, dass der Übergangssektor seit Jahren ein hohes Maß an öffentlicher Unterstützung erfährt. Dennoch gelingt es mit den aktuellen Förderstrategien und trotz eines milliardenschweren Fördervolumens nicht, die Zahl der Übergänge in eine Berufsausbildung zu erhöhen bzw. die Zahl der Geringqualifizierten zu reduzieren – im Gegenteil ist die Quote in den vergangenen Jahren weiter gestiegen.

Eine angesichts der immensen Fördersummen erstaunliche Erkenntnis besteht darin, dass zu den eingesetzten Fördermaßnahmen nahezu keine Evaluationen vorliegen. Insofern bleibt offen, welche der Maßnahmen effektiv sind. Zugleich ist zu beachten, dass der Übergang in eine duale Berufsausbildung nicht (nur) von den Voraussetzungen der Jugendlichen abhängt, sondern letztlich durch die Betriebe reguliert wird. Betriebe können weder gezwungen werden, mehr Ausbildungsplätze zu schaffen noch bestimmte Jugendliche einzustellen. Zugleich können Jugendliche im Rahmen der freien Berufswahl nicht gezwungen werden, angebotene Ausbildungsberufe oder bestimmte Ausbildungsbetriebe zu wählen.

Wenn nur ca. 60 Prozent der Jugendlichen nach drei Jahren in Maßnahmen des Übergangssektors die Einmündung in eine Ausbildung schaffen, dann erscheint ein neuer Ansatz notwendig. Was muss sich demnach ändern, um den Trend umzukehren?

Bislang folgte die Gestaltung der Maßnahmen des Übergangssektors weitgehend dem Prinzip der Separation: Ausbildungslose Jugendliche sollen getrennt von einer Ausbildung vorbereitet werden, um ihre Chancen auf einen Ausbildungsplatz zu verbessern. Dieser Ansatz sieht die Gründe für eine fehlende Ausbildung weitgehend in der fehlenden Ausbildungsreife der Jugendlichen. Er ignoriert, dass in vielen Regionen kein auswahlfähiges Angebot an Ausbildungsstellen besteht (Euler & Seeber 2023, 9ff.). Fehlende Ausbildungsstellen und ein separativer Ansatz – hier liegen die Hebel zur Veränderung: Schaffung öffentlich geförderter Ausbildungsplätze und gezielte Elemente von Inklusion. Wie kann dies funktionieren?

Ein zentraler Schritt besteht darin, den Blick auf die Voraussetzungen der Jugendlichen zu richten und die folgende Unterscheidung zu treffen:

- Ein (größerer) Teil der Jugendlichen im Übergangssektor ist in der Lage, ohne oder mit in die Ausbildung integrierten Fördermaßnahmen eine Berufsausbildung zu absolvieren. Sie sollten eine Berufsausbildung starten können – bei fehlenden betrieblichen Ausbildungsplätzen subsidiär in einer staatlich geförderten Ausbildung. Bestehende Förderinstrumente werden genutzt und in die Ausbildung integriert.
- Jugendliche, die aufgrund kognitiver, sprachlicher oder sozialer Voraussetzungen noch nicht erfolgversprechend in eine Ausbildung einmünden können, sollten mithilfe einer Einstiegsbegleitung auf eine Ausbildung vorbereitet werden. Diese Vorbereitung sollte hochgradig individualisiert (d. h. auf die diagnostizierten Bedarfe ausgerichtet), integriert (d. h. berufsfachliche, sprachliche, soziale Förderung in multiprofessionellen Teams) und intensiv (d. h. möglichst kurz) erfolgen.

Die konsequente Umsetzung dieses Ansatzes würde den Übergangssektor nicht beseitigen, aber auf diejenigen Jugendlichen fokussieren, die aufgrund ihrer Lebenslage eine besondere Unterstützung benötigen. Der Übergangssektor würde abschmelzen, mehr Jugendliche würden zu einem (schnelleren) Abschluss geführt, öffentliche Mittel würden effizienter eingesetzt. Die bestehenden Dysfunktionalitäten des Ausbildungsmarkts würden in staatlicher Verantwortung ausgeglichen – die Wertschätzung der benachteiligten Jugendlichen würde zudem positiv zur Wertschöpfung der Wirtschaft beitragen. Mehr junge Menschen bekämen einen Grund, auf das von ihnen Geleistete stolz zu sein.

Dieser hier mit breitem Pinsel gemalte Ansatz wurde in seinen operativen Details ausgearbeitet, aus Sicht der unterschiedlichen Stakeholder begründet und kann sich zudem auf Umsetzungserfahrungen in Deutschland und Österreich stützen (Euler & Seeber 2023).

Der Weg dahin: Hürden und Herausforderungen

Der Ansatz skizziert das Mögliche, nicht das bislang Gewohnte. In den vergangenen beiden Dekaden entstanden bereits einige Vorschläge, die auf einen besseren Übergang von Jugendlichen in eine Berufsausbildung zielten. Viele davon scheiterten, so beispielsweise die wiederholten Forderungen nach einer Ausbildungsplatzumlage (zuletzt 2004 und 2022), die Anbindung des Übergangssektors an die Ausbildung über Ausbildungsbausteine (Euler & Severing 2006) oder die 2005 im Berufsbildungsgesetz geschaffene Möglichkeit einer subsidiären Ausbildung in einer berufsbildenden Schule. Die langjährige ineffektive und ineffiziente Separation der ausbildungslosen Jugendlichen in ein teures Geflecht von Maßnahmen scheint auf eine in diesem Bereich ausgeprägte Skandalresilienz der Bildungsöffentlichkeit zu treffen.

Zwei Gründe mögen diese Situation erklären: Zum einen stellen ausbildungslose Jugendliche politisch keine bedeutsame Wähler:innengruppe dar, um die sich die Parteien kümmern müssen. Die Standortsicherung eines Gymnasiums im Stadtviertel lässt die Politik auf den Bildungsprotektionismus der Mittelschicht schneller reagieren als auf die offensichtlichen Reformbedarfe sozial benachteiligter Gruppen. Zum anderen wirken Verbandsakteur:innen aus der Wirtschaft eher darauf hin, „unversorgte“ Jugendliche in offene und auch unattraktive Ausbildungsstellen zu kanalisieren als ihnen die Möglichkeit einer außerbetrieblichen Ausbildung in einem für sie gewünschten Beruf zu ermöglichen.

Auch wenn die Vertretungsmacht der betroffenen Jugendlichen begrenzt ist, sind die Rahmenbedingungen für die Einleitung einer grundlegenden Reform des Übergangssektors günstig. Demografie und Fachkräftebedarf, digitale und ökologische Transformationsprozesse und nicht zuletzt die Gefahren einer sozialen Polarisierung und Radikalisierung von Teilen der Gesellschaft lassen es nicht nur geboten, sondern unverzichtbar erscheinen, die Talente und Ressourcen aller Menschen zu heben. Insofern mögen die skizzierten Vorschläge nicht nur idealistisch, sondern auch etwas pragmatisch erscheinen.

Literatur

- BIBB (Hrsg.) (2022). *Zukunftsfähig bleiben! 9 + 1 Thesen für eine bessere Berufsbildung*. Bonn
- BIBB (Hrsg.) (2023). *Datenreport 2023* (Vorversion). Bonn
- BMBF (Hrsg.) (2023). *Berufsbildungsbericht 2023*. Berlin
- Euler, D. & Seeber, S. (2023). *Ausbildungsgarantie. Ein Instrument zur Fachkräftesicherung und gesellschaftlichen Integration junger Menschen*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung
- Euler, D. & Severing, E. (2006). *Flexible Ausbildungswege in der Berufsbildung*. Bielefeld: W. Bertelsmann

Jobwelten 2050 – Blick zurück in die Zukunft

von Oliver Gnad

Zukunftsforscher:innen haben es leicht: Während jede Stammtisch-Meinung im Zeitalter von Fake News knallharten Faktenchecks standhalten muss, verkaufen Futurist:innen ihre Ware nahezu „evidenzfrei“ – und entschuldigen sich auch noch mit einem lapidarem Bonmot: „Voraussagen sind schwierig – vor allem über die Zukunft.“ Wie kommt es, dass der Bedarf nach Zukunftsorientierung und -forschung in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und auch im Bildungsbereich so groß ist wie seit Jahrzehnten nicht? Und vor allem: Was können wir mit dem Blick zurück über die Arbeitswelt von morgen lernen?

Dr. Oliver Gnad ist Mitgründer und Geschäftsführer von Bureau für Zeitgeschehen – ein Think-and-Do-Tank für Strategische Vorausschau und Strategie-Entwicklung. Er berät zu Fragen von Geopolitik und den Folgen des zunehmenden Systemwettbewerbs für Staaten, Gesellschaften und Unternehmen.

Zukunftsparadoxon: Viele Zukunftsvorstellungen, aber nur eine Zukunft

Bei Strategischer Vorausschau geht es weder um Vorhersagen – eine präzise Einschätzung künftiger Entwicklungen – noch um Prognosen – die Extrapolation von Trends in die Zukunft. Strategische Vorausschau ist vielmehr der Versuch, das Zusammenspiel gegenwärtiger Trends und schwacher Veränderungssignale vorzudenken und so alternative Zukunftspfade zu antizipieren. Das Ziel ist, sich gegen heraufziehende Risiken zu wappnen und Chancen frühzeitig zu erkennen.

Das führt zu einem Paradoxon: Je weiter wir versuchen, in die Zukunft zu blicken, desto ergebnisoffener ist sie. Denn viele Entscheidungen, die unsere Zukunft bahnen, werden erst noch getroffen werden. Umgekehrt gilt: Je kürzer der Betrachtungszeitraum ist, desto klarer erscheint die sich abzeichnende Zukunft. Ist die Zukunft dann zur gelebten Gegenwart geworden, verschwinden urplötzlich alle zurückliegenden Zukunftsvorstellungen im Hier und Jetzt.

Das Rumsfeld-Paradigma: Wissen und Nicht-Wissen

Das Metier der Zukunftsforschung operiert also weniger mit gesichertem Wissen als vielmehr mit Grundannahmen. Legendär sind die Ausführungen des ehemaligen US-Verteidigungsministers Donald Rumsfeld zu „Known Knowns“, „Known Unknowns“ und „Unknown Unknowns“. Tatsächlich ist das sogenannte Rumsfeld-Paradigma für die Zukunftsforschung von großer Bedeutung, denn es zeigt die Grenzen menschlicher Analyse- und Vorausschaufähigkeiten auf. Zudem legt es offen, wie sehr unsere Zukunftsbilder von Erfahrungen aus der Vergangenheit geprägt sind.

Ein paar Beispiele: Als die Erfindung des Automobils das Ende des Zeitalters der Pferdekutschen einläutete, soll Kaiser Wilhelm II. die kühne Prognose abgegeben haben: „Ich glaube an das Pferd, das Automobil ist eine vorübergehende Erscheinung.“ Noch 1943 prognostizierte indes IBM-Chef Thomas J. Watson: „Ich denke, es gibt einen Weltmarkt für vielleicht fünf Computer“. Ähnlich einzuordnen ist auch die Absage der Plattenfirma DECCA an die Beatles 1962: „Gitarrenmusik ist auf dem absteigenden Ast“. Niemand ist vor rückwärtsgewandten (Fehl-)Urteilen gefeit, doch was bedeutet das für die Zukunft der Arbeitswelt?

Vier Lektionen über die Zukunft der Arbeitswelt

Lektion 1:

„Bekanntes Wissen“ (known knowns) – Wissen, dessen wir uns aufgrund Erfahrungen der Vergangenheit sicher glauben. Es gilt als gesichert, weil es (noch) nicht durch herausziehende Muster infrage gestellt worden ist.

Ein Beispiel hierfür ist die Diskussion über die Fortentwicklung des Automobils: Losgetreten durch die Ölkrise des Jahres 1973, drehte sich in der Automobilindustrie alles um die Frage, wie die Zukunft der Antriebstechnik aussehen würde – weg vom Verbrennungsmotor, hin zu alternativen Antriebsformen. Die Vorstellungswelt der Automobilität war die des „Weiter-wie-bisher“, eben nur mit anderen Motoren.

Damit war klar: Das Gros der Tätigkeiten in der Automobilbranche würde Kontinuität aufweisen, selbst wenn der Automatisierungsgrad im Herstellungsprozess und die digitale Steuerungstechnik der Fahrzeuge weiter voranschreiten würden. Das dominante Berufsbild dieser Zeit war: Automechaniker:in. Erst im Jahr 2003 änderte sich dies, und aus den Automechaniker:innen wurden die Mechatroniker:innen. Vier Jahre später kam schließlich das erste Smartphone auf den Markt und veränderte nicht nur das Kommunikationsverhalten von Milliarden Menschen, sondern läutete auch das Zeitalter völlig neuer Mobilitätsideen wie Shared Mobility ein.

Lektion 2:

„Bekanntes Unwissen“ (known unknowns). Dabei geht es um Nicht-Wissen, dessen wir uns bewusst sind – Unsicherheitsfaktoren also, die wir bereits beobachten können, aber noch nicht in unsere Alltagswelt eingepreist haben. Erst später können sie zu Megatrends werden – wie etwa die Digitalisierung.

Bleiben wir in der Automobilbranche: Uns ist bewusst, dass die Digitalisierung und das „Internet der Dinge“ schon bald vollautomatisiertes Fahren möglich machen werden. Unklar ist jedoch, welche Nutzungspotenziale sich auftun werden, wenn dieser hochvernetzte mobile Raum als agiles Büro, als schwarmintelligentes Transportsystem oder als fahrende Batteriezelle genutzt werden kann. Welche neuen Dienstleistungsangebote, Tätigkeitsfelder und Berufsbilder aufgrund dieser völlig neuen Automobilerfahrung entstehen werden, können wir aktuell nicht absehen. Hier haben wir bestenfalls eine leise Ahnung.

Lektion 3:

„Unbekanntes Wissen“ (unknown knowns) – ein Denkmuster, das uns auf den ersten Blick widersinnig erscheint. Tatsächlich handelt es sich um ein alltägliches Phänomen. Ignoranz (sich einer veränderten Erkenntnislage verschließen) und Dissonanz (trotz besserer Einsicht an überkommenen Mustern festhalten) sind kognitive Muster, die strukturellen Wandel verzögern. Dadurch steigen gesellschaftliche Risiken und Chancen bleiben ungenutzt.

Auch hier kann die Autoindustrie als Beispiel dienen, wie die planmäßige Entwicklung des Stadtautos „Smart“ zeigt. Ausgelöst durch den Trend der zunehmenden Individualisierung und der Verdichtung städtischer Räume definierte die Entwicklungsabteilung von Daimler-Benz im Jahr 1983 Anforderungen an ein neues Kraftfahrzeug. Es sollte überwiegend im Nahverkehr zum Einsatz kommen und nur einen bis zwei Passagiere transportieren – mit wenig Stauraum, niedrigem Energieverbrauch, geringer Höchstgeschwindigkeit und guten Parkplatzchancen. Dass dieses innovative Konzept – mitsamt seiner Wertschöpfungspotenziale – trotz dringenden Bedarfs versandete, hat verschiedene Ursachen. Zu nennen sind hier in erster Linie eine tief verankerte Technologie-Skepsis, politisches Steuerungsversagen und mangelnde gesellschaftliche Auseinandersetzung mit notwendigem Veränderungsbedarf – kurz: Es scheiterte an der Status-quo-Orientierung. Die im Ausland vielzitierte „German Angst“ wird so zum Innovationskiller, verhindert die rechtzeitige Vorbereitung auf anstehenden Wandel und lässt Chancen ungenutzt. In der Folge konnten sich amerikanische Mobilitätstrends durchsetzen, und es begann die SUV-isierung unserer Innenstädte.

Lektion 4:

„Unbekanntes Unwissen“ (unknown unknowns) – also Nicht-Wissen, dessen wir uns nicht bewusst sind. Dies bezeichnet im Grunde den menschlichen Normalzustand, denn wir treffen ständig Entscheidungen trotz unvollständiger Informationen. Problematisch aber wird es, wenn wir weitreichende Zukunftsentscheidungen treffen, ohne uns unserer Wissenslücken zu vergewissern. Weil „unbekanntes Unwissen“ der Wesenskern von Zukunft ist (denn es gibt keine Evidenzen aus der Zukunft), brauchen wir Methoden, um uns als Gesellschaft strukturiert mit Zukunftsfragen auseinanderzusetzen. Denn nur, wenn wir uns ein Bild von möglichen Entwicklungen machen können, sind wir auch in der Lage, auf wünschenswerte Zukünfte regulierend einzuwirken und Risiken unerwünschter Entwicklungen frühzeitig zu begegnen.

Megatrends und ihre Auswirkungen auf die Zukunft

Eine wichtige Grundlage, um mögliche Zukunftsbilder zu zeichnen, sind Megatrends. Dazu gehören Entwicklungen, die wir zum Beispiel unter Stichworten wie Automatisierung, Digitalisierung und Künstliche Intelligenz kennen. Die Anwendungsfrage lautet: Welche Megatrends können wir bereits am Horizont erkennen, und wie werden sie unsere Arbeitsmärkte in den nächsten zwei Jahrzehnten verändern?

Im September 2013 veröffentlichten Carl B. Frey und Michael A. Osborne eine Studie, nach der bis Mitte der 2030er-Jahre fast die Hälfte aller Arbeitsplätze in den USA von Digitalisierung und Automatisierung bedroht sind. Als diese Einschätzung in einem Bericht an US-Präsident Obama aufgegriffen wurde, war der Ton gesetzt: Digitalisierung führt zu Massenarbeitslosigkeit. Doch weit gefehlt: Denn Frey und Osborne bewerteten lediglich die Leistungsfähigkeit automatisierter Prozesse, nicht die kumulativen Arbeitsmarkteffekte technologischer Innovationen.

Als Anfang der 1980er-Jahre beispielsweise in den USA Geldautomaten eingeführt wurden, gingen Arbeitsmarktforscher:innen davon aus, dass es schon bald keine Bankschalter mehr geben würde. Tatsächlich sank im Laufe der Jahre die Zahl der Kassier:innen in Bankfilialen. Zugleich sanken durch die Einführung von Geldautomaten jedoch auch die Betriebskosten, sodass die Banken ihr Filialnetz ausweiten konnten. Das wiederum führte dazu, dass Ende der 1980er-Jahre mehr Bankangestellte beschäftigt waren als vor Einführung der Automaten. Fazit: Bei Automatisierungsprozessen haben wir es in der Regel mit einem Übergangs- und Anpassungsproblem zu tun.

In der Vergangenheit waren davon in erster Linie standardisierbare Tätigkeiten und Produktionsabläufe betroffen – in aller Regel die von körperlicher Arbeit geprägten „Blue Collar Jobs“. Mit der Fortentwicklung von Künstlicher Intelligenz ändert sich dieses Muster jedoch, was zum Beispiel die Schockwellen erklärt, die ChatGPT ausgelöst hat. Denn erstmals in der Wirtschaftsgeschichte wird die intellektuelle Elite von ihren eigenen Schöpfungen herausgefordert. Galten menschliche Kreativität und analytische Fähigkeiten bislang als nicht substituierbar, demonstrieren KI-Anwendungen wie ChatGPT das Gegenteil.

Auch wenn wir Megatrends erkennen und wir uns ein erstes Bild ihrer Zukunftsbedeutung machen, bleibt es schwierig, die damit verbundenen Auswirkungen abzuschätzen. Dies gilt umso mehr, als dass die (unbeabsichtigten) Folgen technologischer Innovationen eben nicht auf der Hand liegen, sondern häufig kontra-intuitiv und nach neuen Gesetzmäßigkeiten verlaufen.

„Früher war die Zukunft auch besser.“

Was folgt aus diesem Blick zurück in die Zukunft? Zunächst, dass ein Großteil der Berufe, die im Jahr 2050 ausgeübt werden, noch gar nicht existiert. Betrachtet man neben der Digitalisierung auch noch weitere Megatrends – Klimawandel mit einhergehender Energiewende, Wertewandel hin zu einer Freizeitgesellschaft, gesellschaftliche Alterung und der Wunsch nach fortdauernder Lebensqualität –, dann wird rasch absehbar, dass Arbeitsmärkte und Berufsbilder vor einer tektonischen Verschiebung stehen.

Wie die neue Arbeitswelt aussehen wird, bleibt in weiten Teilen Terra Incognita. Aber wir können Szenarien entwickeln, über deren Chancen und Risiken ins Gespräch kommen und so gemeinsam den Kurs zukünftiger Entwicklungen beeinflussen. Ob wir im Jahre 2050 diesen Wandel als gelungen beschreiben werden, hängt davon ab, mit welcher Haltung wir dieser Gestaltungsaufgabe begegnen: mit Carl Valentins „Früher war die Zukunft auch besser“ oder einem anpackenden „Yes, we can!“

Meine **Zukunft** und **ich**

Künstlerische Werke von Jugendlichen

Das Programm *Kulturagenten für kreative Schulen Berlin* möchte junge Menschen neugierig machen auf Kunst und Kultur. Es unterstützt Schulen bei der Planung und Umsetzung künstlerischer Projekte: Durch diese können sich Schüler:innen ausprobieren, sie können neuen und anderen Sichtweisen begegnen sowie kreative impulsgebende Techniken, Orte und Institutionen kennenlernen. Die teilnehmenden Schulen entwickeln außerdem ihr kulturelles Schulprofil (weiter), um Kulturelle Bildung wirklich im Schulalltag zu verankern.

Kulturagenten für kreative Schulen Berlin ist ein Programm der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung, gefördert durch die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie des Landes Berlin.

Dieses Fotoprojekt wurde an der Alfred Nobel Schule (einer Integrierten Sekundarschule) in Berlin-Neukölln an drei Projekttagen durchgeführt. Teilgenommen haben Jugendliche der Praxisklasse, alle Texte sind fiktiv. Das Projekt wurde durchgeführt von und mit Sherin, Murat, Abdullah, Ben, Nikolay und Birte Trabert (Künstlerin und Lehrperson) sowie Lukas Oertel (Künstler und Kunstvermittler). Unterstützt wurde die Arbeit durch Mario Schoubye (Klassenleiter). Nadin Reschke hat das Projekt als Kulturagentin des Programms *Kulturagenten für kreative Schulen Berlin* vermittelt und konzipiert.

Sherin arbeitet als medizinisch-technische Assistentin in einem Berliner Labor. Hier entdeckt sie bei einem Versuch ungewöhnliche Laborergebnisse. Sie erstellt Aufzeichnungen und beobachtet den Verlauf des Experiments. Sie erkennt, dass die Viren, die in diesem Versuch untersucht werden, sich in kaltem Klima besonders rasant vermehren. Die untersuchten Viren schaden dem menschlichen Organismus und haben sich in Europa bereits weit verbreitet. So, dass unzählige Menschen versuchen, aus Europa zu fliehen. Das Science Future Center in Mogadischu fördert Sherins Forschungen, um das Virus erfolgreich einzudämmen. Nach 10 Jahren Forschungstätigkeit erhält sie die Ehrendoktorwürde des SFCM.

SHERIN

* 2005



Murat ist ein Automobilingenieur, der es geschafft hat, Elektroautos wieder laut zu machen. Sein Ziel war es, dass die Fahrzeuge mit großer Lautstärke für Aufmerksamkeit in der Stadt sorgen. Da Elektroautos besonders leise fahren, hat er Lautstärkeverstärker für Elektroautos entwickelt. Wenn nun jemand in einem Elektroauto mit Lautstärkeverstärker unterwegs ist, werden Passant:innen diesem Fahrzeug wieder ihre Aufmerksamkeit zollen – ob sie wollen oder nicht. Murat hat den europäischen Sound Design Award mit seiner Arbeit gewonnen.

MURAT

* 2006



Abdullah A'K APO weiß, dass nicht immer alles gut wird. Es gibt nicht immer einen Ausweg. Manches bleibt ungerecht.

ABDULLAH

* 2003



Ben betreibt eine Firma für Geldtransporte. Bevor er diese Firma gegründet hat, war er selbst kriminell und hat kleinere Straftaten begangen. Viele Leute sagen ihm heute: „Bevor ich dich kannte, hatte ich immer Angst vor dir, aber eigentlich bist du voll nett.“ Ben sagt: „Dann muss ich immer meine Geschichte erzählen, dann verstehen sie.“ Durch seine Art, Geldtransporte zu organisieren, hilft er, Überfälle zu verhindern. Das führt zu weniger Straftaten.

BEN

* 2006



Nikolay träumte bereits als junger Mann davon, eine eigene Automarke zu entwickeln. Diesen Traum hat er wahr gemacht und die Marke Todore herausgebracht. Ein Todore verfügt über enormen Komfort und fährt, angetrieben durch Salzwasser, Spitzengeschwindigkeiten. Die innovative Antriebstechnik basiert auf einem Zweitankmodell, das aus Salzwasser während der Nutzung Süßwasser generiert. Kauft Todore und rettet die Welt!

NIKOLAY

* 2006



Hingehört!

Das sagen junge Menschen

In meinem Leben ist nicht viel.
Ich würde gerne mal Fahrrad fahren
zum Beispiel.

Jonathan, 18 Jahre*

Ich will einen Mann haben
und heiraten. Ich will Kinder
haben und ich will meine Kinder
besser behandeln als mich
meine Eltern behandelt haben.
Ich möchte nicht mehr vom
Staat leben, sondern von
meinem eigenem Geld.

Amira, 18 Jahre*

Ich möchte einfach nur Sicherheit.
Und beim Geld reicht es ja schon, wenn
ich mir das Nötigste leisten und meine
Familie später finanzieren kann.
Wenn einfach alles okay ist. Okay reicht.

Edgar, 18 Jahre*

Meine Eltern beziehen Bürgergeld.
Es wäre schön da rauszukommen.
Aber was ich mir am meisten wünsche:
Dass all meine Geschwister zuhause
leben und nicht in Pflegefamilien.

Susanne, 17 Jahre*

Ich will nicht mehr arm sein, schon für meine Tochter.

Mayla, 21 Jahre*

Perspektiven stiften

von Frank Hinte

Frank Hinte hat Verlagskaufmann gelernt, Wirtschaftswissenschaften sowie Medien- und Kommunikationswissenschaften studiert und als Dipl.-Kfm. abgeschlossen. Im Anschluss nahm er leitende Positionen ein in verschiedenen Medienhäusern und ab 2011 in der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Seit 2018 ist er Geschäftsführer der DKJS sowie der beiden Tochterunternehmen TU11 und Dynalog GmbH.

Das Scheitern am und mit System

Im Sommer 2020 verließ fast ein Viertel aller Schüler:innen die Schule mit maximal einem Hauptschulabschluss. In absoluten Zahlen waren das mehr als 168.000 junge Menschen. Das entspricht etwa der Einwohnerzahl von mittleren Großstädten wie Osnabrück, Heidelberg oder Darmstadt. Ihre Chancen auf dem Ausbildungsmarkt stehen vergleichsweise schlecht, denn trotz vieler unbesetzter Ausbildungsstellen waren im gleichen Jahr 35,8 Prozent der 20- bis 34-Jährigen mit Hauptschulabschluss noch ohne Berufsabschluss. Von denjenigen ohne Schulabschluss waren es sogar 64,4 Prozent.

Deutschland bekennt sich zum Recht auf Bildung. Diese muss auf die Entfaltung der Persönlichkeit, die Stärkung der Menschenrechte sowie soziale und kulturelle Teilhabe ausgerichtet sein. Zugleich ist sie eine wichtige Grundlage für den erfolgreichen Eintritt ins Berufsleben. Dafür wiederum bedarf es fairer Zugänge zu einer beruflichen Ausbildung für alle Jugendlichen am Ende ihrer Schulzeit.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1994 setzt sich die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) für Bildungserfolg und Teilhabe ein. Jedes Kind und jede:r Jugendliche in Deutschland soll gut lernen und aufwachsen können. Angesichts der eingangs skizzierten Ausgangslage bewegt uns daher die Frage, wie sich der Übergang Schule-Ausbildung bis ins Jahr 2030 so gestalten lässt, dass er auch Jugendlichen mit niedriger Schulbildung gelingt.

Um Antworten darauf zu finden, hat die DKJS gemeinsam mit der Bertelsmann Stiftung eine Delphi-Befragung mit ca. 100 Expert:innen durchgeführt – zu den aktuellen und zu den zukünftigen Ausbildungsperspektiven dieser Jugendlichen im Jahr 2030. Die Ergebnisse machen wenig Hoffnung, dass sich die Umstände für die betroffenen Schüler:innen ohne einen größeren gesellschafts-politischen Kraftakt bessern werden:

- Eine deutliche Mehrheit der Expert:innen (82 %) hält es für unwahrscheinlich, dass die enge Kopplung zwischen sozialer Herkunft und Bildungserfolg bis 2030 durchbrochen sein wird. 16 Prozent schließen es sogar aus.
- Drei Fünftel (61 %) der Befragten gehen davon aus, dass die Beschäftigungsmöglichkeiten für Geringqualifizierte abnehmen werden.
- Fast alle Befragten (97 %) stimmen der These, dass sich die hohe Bedeutung der dualen Berufsausbildung als wichtige nachschulische Bildungsoption künftig nicht maßgeblich verändern wird, voll oder teilweise zu.
- Mehr als die Hälfte der Expert:innen (53 %) rechnet zugleich mit steigenden Qualifikationsanforderungen auch in Ausbildungsberufen, die für Jugendliche mit niedrigeren Schulabschlüssen relevant sind. Über 42 Prozent sehen dies zumindest teilweise so kommen.
- Eine Flexibilisierung des Ausbildungssystems (Modularisierung/Teilqualifikationen) hält mehr als die Hälfte (61 %) der Befragten für eher oder sehr wünschenswert und weitere 25 Prozent für zumindest teilweise wünschenswert. Eine Realisierung halten jedoch 60 Prozent für unwahrscheinlich.

Staat und Stiftung für einen guten Übergang

In den fast 30 Jahren ihres Bestehens hat die DKJS gezeigt, dass zivilgesellschaftliche Organisationen einen relevanten Beitrag bei der Bewältigung großer gesellschaftlicher Herausforderungen leisten und dass Kooperationen zwischen Staat und Stiftung eine Bereicherung sein können. Beispiele dafür sind die Verwirklichung des Rechtsanspruchs auf einen Kitaplatz sowie hochwertige Frühe Bildung, Betreuung und Erziehung, der Ausbau von Ganztagschulen, die Bereitstellung von Integrations- und Bildungsangeboten für geflüchtete Kinder und Familien oder die Unterstützung von Schüler:innen während und nach der Covid-19-Pandemie.

Auch im Bereich der Berufsorientierung ist die DKJS seit längerem tätig. In der Praxis unserer Programme zur Gründung von Schülerfirmen, zur Förderung der Kooperation zwischen Schulen und Unternehmen oder zur Integration junger geflüchteter Menschen in die Ausbildungssysteme haben wir immer wieder erlebt, dass es im Bereich des Übergangs Schule-Beruf weder an Erkenntnissen noch an guten Beispielen für erfolgreiche Unterstützungsangebote mangelt. Was dagegen fehlt, sind Handlungsmut, individuelle Beratungs- und Begleitungsangebote, eine Unterstützung für regionale Verantwortungsgemeinschaften, Qualifizierungen für pädagogische Begleiter:innen von jungen Menschen in Risikolagen sowie Vernetzung, Transfer und zeitliche Freiräume

auf der Akteur:innenebene. Und ja, es braucht Geld. Nachdem die Bundesregierung, wie Bundeskanzler Olaf Scholz es ausdrückte, mit „Wumms“ und „Doppel-Wumms“ in zwei Krisenfeldern entschlossen gehandelt hat, brauchen wir dringend einen „Paukenschlag“ für mehr Fairness am Übergang von der Schule in Ausbildung und Beruf. Und wir brauchen ihn schnell!

Damit sich sowohl die Rahmenbedingungen als auch die Praxis vor Ort an aktuelle und künftig zu erwartende Problemlagen anpassen können, sollten nachhaltige Förderprogramme für bessere und faire Ausbildungsperspektiven mehrere der folgenden Maßnahmen beinhalten, deren Wirksamkeit sich in unseren Stiftungsprogrammen, etwa zu den oben genannten Themen, bewiesen hat:

Themenbezogener moderierter Austausch:

Die Verantwortung für faire Ausbildungschancen liegt sowohl auf der Bundes- als auch auf der Länderebene, sie liegt in unterschiedlichen Zuständigkeiten mehrerer Ministerien, Abteilungen und Referate, in den Händen der Sozialpartner:innen sowie bei den allgemeinbildenden, beruflichen bzw. berufsvorbereitenden Schulen. Die verantwortlichen Akteur:innen müssen – jenseits von Routinen und tradierten Pfaden – in den Austausch kommen. Wichtig ist, dass die dafür vorgesehenen Veranstaltungen, egal ob es Konferenzen, Tagungen, Fachforen oder sogenannte Kamingespräche sind, neue Knotenpunkte erzeugen und Menschen auf Dauer zusammenbringen. So können Problemstellungen, Entwicklungsbedarfe und Handlungsmöglichkeiten aus unterschiedlichen Perspektiven aufgezeigt und manchmal auch konkrete Vorstellungen von Lösungsansätzen entwickelt werden. Neben moderierten Diskussionen sind Inputs aus Wissenschaft und Praxis von besonderem Erkenntniswert für Bildungsmacher:innen und Entscheider:innen.

Gemeinsam gute Praxis zeigen und fördern:

Die Herausforderungen am Übergang von der Schule in den Beruf sind immens, erst recht mit Blick auf Schüler:innen mit geringer formaler Qualifizierung. Dennoch wissen wir, dass es bereits heute – wenn auch nur vereinzelt und regional – gute, wirksame Lösungsansätze gibt. Der Transfer gelingender Praxis ist von großem Nutzen, zeigen doch diese guten Beispiele, dass Veränderung gelingen kann. Es sind Mutmacher für diejenigen, die sich auf den Weg machen wollen. Es sind Ziele für Hospitationsreisen derjenigen, die sich über Gelingensbedingungen informieren wollen. Gute Praxis kennt weder Ländergrenzen noch Zuständigkeiten. Sie muss über Transferformate sichtbar, und, wenn nötig, gezielt finanziell unterstützt und systematisch verankert werden.

Engagierte Bildungsmacher:innen qualifizieren:

Leitungskräfte in Schulen und Unternehmen, pädagogische Fachkräfte und Mitarbeitende in Ausbildungsbetrieben stehen vor zahlreichen Herausforderungen. Schüler:innen ohne Schulabschluss oder mit einem niedrigen Schulabschluss beim Übergang ins Berufsleben gut zu begleiten, ist eine solche. Die Bildungsmacher:innen sollten deshalb die Möglichkeit auf stetige Fort- und Weiterbildungen haben.

Change Agents zur Beratung und Begleitung:

Veränderungsprozesse sind sowohl Management- als auch Kommunikationsprozesse. Nicht alle dafür notwendigen Kompetenzen sind überall gleichermaßen vorhanden; manchmal fehlt es auch nur an Zeit. Prozessbegleitungen können helfen, geeignetes Know-how, notwendige Kompetenzen und zusätzliche Ressourcen einzukaufen und so Druck von den Akteur:innen zu nehmen, auf deren Mitwirkung es gerade jetzt ankommt – und die nur ohne Überforderung gesichert sein kann.

Zivilgesellschaftliche Akteur:innen genießen dank ihrer Unabhängigkeit häufig großes Vertrauen in den relevanten Zielgruppen vor Ort. Sie sind deshalb in besonderer Weise geeignet, oben genannte Maßnahmen umzusetzen – auch, weil sie Veranstaltungen und Fortbildungen einen konstruktiven, wertschätzenden und geschützten Rahmen verleihen, sodass sich die Teilnehmenden bedenkenlos öffnen können, um mit- und voneinander zu lernen. Außerdem sind sie dank ihrer Neutralität prädestiniert, Handlungsansätze und förderungswürdige Projekte kriteriengeleitet zu identifizieren. Gerade im Rahmen eines bundes- oder landesweiten Förderprogramms kann eine lohnende Zusammenarbeit zwischen Staat und Stiftungen wie der DKJS entstehen. Umso mehr, wenn beide Seiten im Konsens über die Notwendigkeit von Innovationen agieren und die Unabhängigkeit von Stiftungen seitens des Staates gezielt angefragt und genutzt wird, um Impulse von außen in das ansonsten stark regulierte Bildungssystem zu ermöglichen.

Nach dem PISA-Schock Anfang der 2000er-Jahre hat sich Deutschland entschlossen auf den Weg zu mehr Ganztagschulen gemacht. Eine breite Allianz aus Politik und Verwaltung, aus Wissenschaft und Zivilgesellschaft hat über ein Jahrzehnt gemeinsam daran gearbeitet, Halbtagschulen bei ihrem Wandel zu guten Ganztagsangeboten zu begleiten. In Programmen wie „Ideen für mehr! Ganztägig lernen.“ wurden in der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung Fördergelder vom Bund, aus den Ländern und von Stiftungen gebündelt, um im Rahmen von Bundes- und Landeskonferenzen Transfer zu forcieren und über Serviceagenturen in jedem Bundesland Beratung, Begleitung sowie Qualifizierung anzubieten.

Es darf niemand verloren gehen

Wir können es uns nicht leisten, dass Jahr für Jahr eine Gruppe junger Menschen die Schule mit eher schlechten beruflichen Zukunftsperspektiven verlässt, deren Größe der Einwohnerzahl von Osnabrück, Heidelberg oder Darmstadt entspricht. Wir müssen deshalb die Ausbildungschancen für Schüler:innen mit einem erstem oder auch ohne Schulabschluss dauerhaft verbessern. Ähnlich wie vor zwanzig Jahren beim Ausbau der Ganztagschulen bedarf es dazu eines Commitments von Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Zivilgemeinschaft, gemeinsam und entschlossen zu handeln.

Viele Gründe dafür liegen auf der Hand: Wir brauchen einen größeren Aufstiegsoptimismus, mehr Chancengerechtigkeit und wirtschaftliche Teilhabe; wir brauchen mehr Fachkräfte für den Erhalt unseres Wohlstands sowie einen wieder wachsenden gesellschaftlichen Zusammenhalt für die Wahrung des sozialen Friedens. Und der vielleicht wichtigste Grund: Wir brauchen diese Jugendlichen nicht nur, sondern wir wollen sie auch! Und zwar jede:n einzelne:n von ihnen, weil jeder Mensch in unserem Land das Recht und die Chance auf ein erfülltes Leben haben soll.

Herausgegeben von:

Frank Hinte und Andreas Knoke-Wentorf

Deutsche Kinder- und Jugendstiftung GmbH

Tempelhofer Ufer 11

10963 Berlin

Tel.: (030) 25 76 76 - 0

www.dkjs.de

info@dkjs.de

Diese Publikation wurde von der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung im Rahmen des Projekts „Zukunftsszenarien für die Berufsausbildung 2030“ angefertigt. Die Publikation wurde gefördert von der Soziallotterie freiheit+.

freiheit+
DEINE LOTTERIE FÜR MEHR LEBEN

Konzept und Redaktion

Sabrina Dietrich, Claudia Erdmann,
Natalie Hurthe, Senem Kaya,
Andreas Knoke-Wentorf

Autor:innen

Dr. Marc Calmbach, Dr. Nicole Cujai,
Sabrina Dietrich, Dr. Dieter Dohmen,
Prof. Dr. Dieter Euler, Kathleen Fietz,
Dr. Oliver Gnad, Carolin Grehl,
Elke Hannack, Frank Hinte, Natalie Hurthe,
Dr. Sebastian Jarzebski, Senem Kaya,
Andreas Knoke-Wentorf, Fabian Kreß,
Anne Rolvering, Dr. Marc Schleer,
Dr. Ekkehard Thümler, Clemens Wieland,
Prof. Dr. Stefan Willer, Katharina Zink

Korrektorat

Henning Bartels

Gestaltung

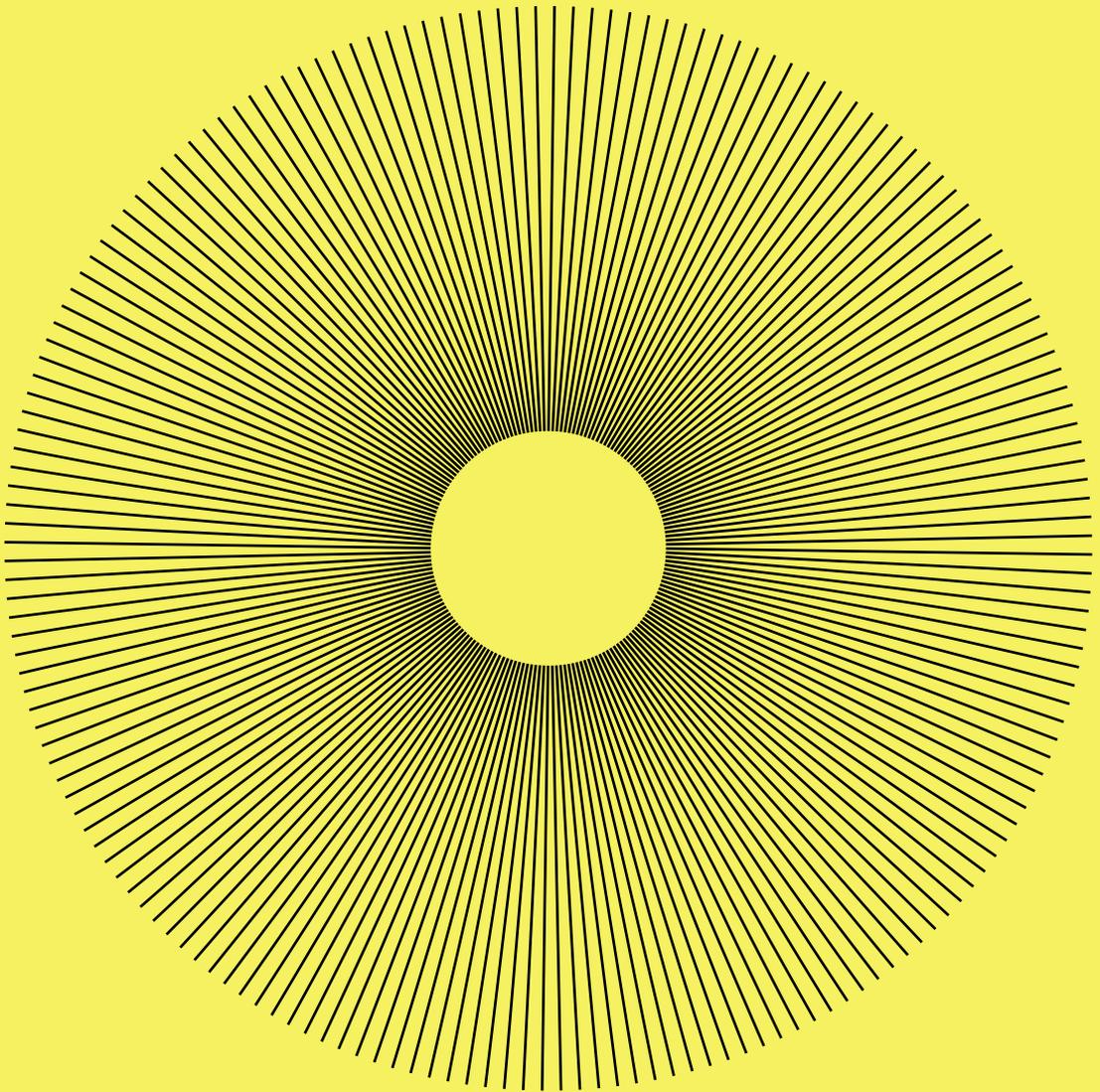
wenkerottke GmbH

Druck

Druckhaus Sportflieger

© DKJS 2023

Die Inhalte dieser Publikation wurden mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt. Es wird jedoch keinerlei Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen übernommen.



Herausgegeben von:

Frank Hinte
Geschäftsführer
frank.hinte@dkjs.de
030 - 25 76 76 - 15

Andreas Knoke-Wentorf
Mitglied der Geschäftsleitung
andreas.knoke@dkjs.de
030 - 25 76 76 - 26